This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Theodor Fontanes

Briefwechsel mit

Wilhelm Wolffohn

UC-NRLF
$B 146 511

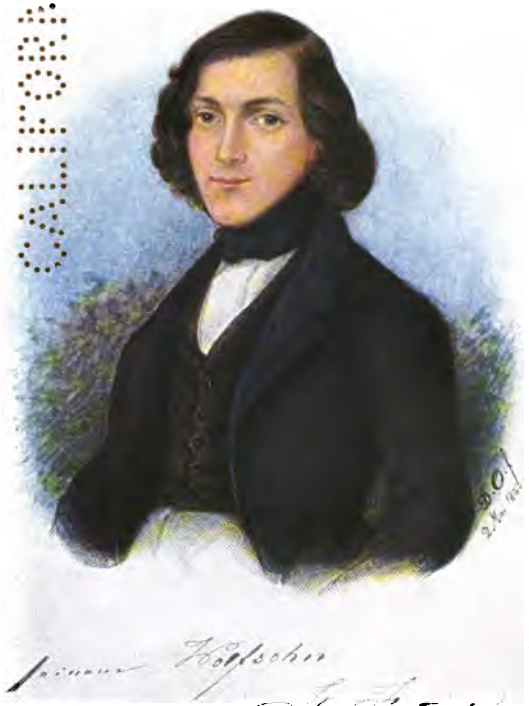
· FROM · THE · LIBRARY · OF ·
· KONRAD · BURDACH ·

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII

EX LIBRIS

Theodor Fontanes Briefwechsel mit Wilhelm Wolffohn

Digitized by Google



THEODOR FONTANE

in seinem 23. Lebensjahre

Nach einem Aquarell von D. Ottensooser, Leipzig, 2. Mai 1843

Theodor Fontanes Briefwechsel mit Wilhelm Wolffohn

Herausgegeben von
Wilhelm Wolters

Mit neun Bildern und einem Faksimile

UNIV. OF CALIFORNIA

Berlin 1910 · Georg Bondi

BURDACH

UNIV. OF
CALIFORNIA

Copyright 1910 by Georg Bondi, Berlin

PT 1863
Z5
W6
1910
MAIN

UNIV. OF
CALIFORNIA

Vorwort

In seiner köstlichen Autobiographie „Von Zwanzig bis Dreißig“ hat Fontane auch ein Kapitel seinem Jugendfreunde Dr. Wilhelm Wolfsohn, meinem Vater, gewidmet.

Er erzählt, daß er Wolfsohn 1841 mit Max Müller und anderen später mehr oder weniger berühmt Gewordenen im „Herwegh-Klub“, einem Leipziger literarischen Vereine, kennen gelernt habe, damals, als er in der Neubertschen Hofapotheke „Zum weißen Adler“ in Leipzig als Gehilfe tätig war. Wolfsohn zog ihn zuerst hauptsächlich durch seine Vorträge über russische Literatur an, bei denen Fontane sich sagte: „Das nimm mit, du kannst hundert Jahr warten, eh dir die russische Literatur wieder so auf dem Präsentierbrett entgegengebracht wird.“ Vom Schrötergäßchen, einem nun längst verschwundenen romantischen Stückchen Alt-Leipzigs, wo Wolfsohn im Hause seiner späteren Schwiegereltern wohnte, nach der Hainstraße, in der Fontane hauste, und zurück, wanderten Zettelchen mit Besuchsvereinbarungen, und in dem Studierzimmer Wolfsohns, das die Hand des jungen Malers David Ottensooser, eines Bekannten Wolfsohns, ebenso im Bilde festgehalten hat, wie sie den jungen Fontane porträtierte, wurden die literarischen Unterhaltungen aus dem Klub fortgeführt, ja, Fontane ging in seinem Feuereifer so weit, hier Unterricht in der russischen Sprache bei Wolfsohn zu nehmen.

Aus den literarischen Beziehungen wurde bald eine enge Freundschaft. Eine Freundschaft, die bis zu Wolfsohns frühem Tode währte.

M101427

Bald ein halbes Jahrhundert ist seit dem Tode Wolfsohns vergangen, es ist notwendig, der heutigen Generation zu sagen, wer der Mann war und wie er war, dem sich Fontane nicht nur in so mancher äußerlich bedrängten Stunde seines Lebens rückhaltlos anvertraute, sondern den er auch in die verstecktesten Winkel seines innersten Herzens blicken ließ.

Wilhelm Wolfsohn, am 20. Oktober 1820 in Odessa geboren, hatte das deutsche Gymnasium seiner Vaterstadt besucht und war 1838 nach Leipzig gekommen, wo er bald dem Studium der Medizin, dem er sich ursprünglich widmen wollte, den Rücken kehrte und sich der Philosophie, der klassischen Philologie und der deutschen Literatur zuwandte. Aus jener Zeit stammen seine von den Kennern gerühmten Übersetzungen lateinischer Dichter, die später in der von ihm herausgegebenen Russischen und Nordischen Revue veröffentlicht wurden. Er blieb bis 1843 in Leipzig, wo er außer einigen Jugendversuchen sein erstes größeres Werk „Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen“ herausgab, ging in nämlichen Jahre nach Odessa, las dort wie bald darauf in Moskau über deutsche Literatur, und kehrte 1845 nach Deutschland zurück. Eine Professur in Moskau, die ihm von der russischen Regierung angetragen wurde, lehnte er ab, da er ein Gelübde, das er einst seinem Vater beim Verlassen der Heimat geleistet, nicht brechen und die ihm gestellte Bedingung, zum Christentum überzutreten, nicht erfüllen mochte. In Dresden und vielen anderen deutschen Städten hielt er Vorträge über deutsche Dichter, gab sein „Neues Laienbrevier“, „Rußlands Novellendichter“ und „Erzählungen aus Rußland“ heraus, gründete mit Robert Prutz das „Deutsche Museum“, von dessen Redaktion er jedoch bald zurücktrat, lebte kurze Zeit in Dessau, wo er sich 1851 verheiratete, und siedelte 1852 zu dauerndem Aufenthalte nach Dresden über. In Dresden schrieb er seine mit großem Glück auf allen

Bühnen aufgeführten Dramen „Zar und Bürger“, „Nur eine Seele“ und „Die Osternacht“ und starb hier, erst fünfundvierzig Jahre alt, am 13. August 1865.

„Wie alle seine Schriften den Stempel tiefster Moral und innigster Versöhnlichkeit trugen,“ schreibt Georg Ebers in einem Nachrufe über den dahingeschiedenen Freund, „so auch sein ganzes Leben. Sein feindenkender Kopf ersann keinen unreinen Gedanken, sein warmes Herz kannte kein feindseliges bitteres Gefühl, und seine Lippen sprachen kein unlauteres Wort. Dennoch war er ein Kämpfer in des Worts vollster Bedeutung. Trotzend allen Schwierigkeiten und Vorurteilen errang der im jüdischen Hause geborene Russe alle Schätze der deutschen Bildung, spottend der Mißbilligung seiner Glaubensgenossen führte er das arme christliche Weib in sein Haus und ließ seine Kinder christlich erziehen, verketzert von den Frommen seines Stammes strebte er dennoch bis zum letzten Atemzuge für dessen Gleichstellung und Anerkennung — für die Freiheit aller Unterdrückten. In seinem Drama ‚Nur eine Seele‘ kämpfte er mit dem gleichem Eifer gegen die Vernichtung der Menschenwürde, die Leibeigenschaft, wie er in seiner ‚Osternacht‘ gegen die das Judentum anfeindenden Vorurteile zu Felde zieht. Die Reinheit und Sorgfalt seiner gebundenen und ungebundenen Schriftsprache wird von allen denen bewundert, die seine Werke kennen, und diejenigen, welche ihm selbst persönlich begegnet sind, werden den Glanz und die Feinheit seiner Gespräche niemals vergessen. Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, keiner von allen Lebenden sei den antiken Rednern so nahe gekommen als Wilhelm Wolffohn. Wie Pallas glänzend gerüstet dem Haupte des Zeus entsprang, so der im Worte fertige und schön gekleidete Gedanke den Lippen Wolffohns. Seine Vorträge über Lessing und Schiller werden den Zuhörern unvergeßlich bleiben. Den Deutschen zeigten dieselben Altgeliebtes in neuem glänzenden Lichte, die Russen lehrten sie unsere Lieblinge ehren und

lieben. Wir danken es besonders seinen Bemühungen, daß unsere Klassiker von allen Gebildeten im weiten Zarenreiche in ihrer ganzen Größe anerkannt werden. Mit seiner Nordischen Revue schlug er gewissermaßen eine Brücke, welche die Produkte des deutschen und russischen Geistes zu vermitteln und hinüber und herüber zu führen half. Der europäische Osten erfuhr durch ihn, was Deutschland ersann, und Deutschland lernte durch seine mustergültigen Übersetzungen die feinen Schöpfungen der russischen Dichter schätzen."

Wilhelm Wolffohn ruht auf dem alten jüdischen Kirchhofe in Dresden. Der Mendelssohn-Verein errichtete auf seinem Grabe ein Denkmal mit der Inschrift: „Dem edlen Dichter und Priester der Humanität."

„Wolffohn war mir sehr zugetan," schreibt Fontane in „Von Zwanzig bis Dreißig", „über mein Verdienst hinaus, und hat mir diese Zuneigung vielfach betätigt. Auch nachdem ich Leipzig verlassen hatte, blieb ich in persönlicher Verbindung mit ihm und später in einem zeitweilig ziemlich lebhaften Briefwechsel."

Dieses Briefwechsels wesentlicher Teil ist der hier vorliegende. Er enthält die einzigen noch vorhandenen Briefe Fontanes aus den Jahren 1842—1846. Aber auch die von 1846—1861, in denen der Werdende sich über sich selbst und seine Entwickelung mit seltener Offenheit ausspricht, sind eine gewiß manchem willkommene Ergänzung zu „Von Zwanzig bis Dreißig". Denn während dort der am Ende seines Lebens Stehende zurückblickt, hat man hier Äußerungen aus jener Zeit selbst. Die Briefe sind von Jahr zu Jahr gewissermaßen Resümé's der einzelnen Etappen in des Dichters wie des Menschen Lebensgange. „Die Beichte eines Freundes dem Freunde gegenüber" und „Material zu meiner Biographie" nennt Fontane selbst einen von ihnen. Die Antwortbriefe Wilhelm Wolffohns, die sich in Fontanes Nachlasse

Das alte Haus im Schrötergässchen zu Leipzig
in dem Wolfsohn wohnte

vorgefunden haben, und deren Benutzung ich der Liebenswürdigkeit der Erben Fontanes danke, werden das Verständnis für die Schilderungen von Lebensnot und Dichtermisere in jenen Tagen erleichtern.

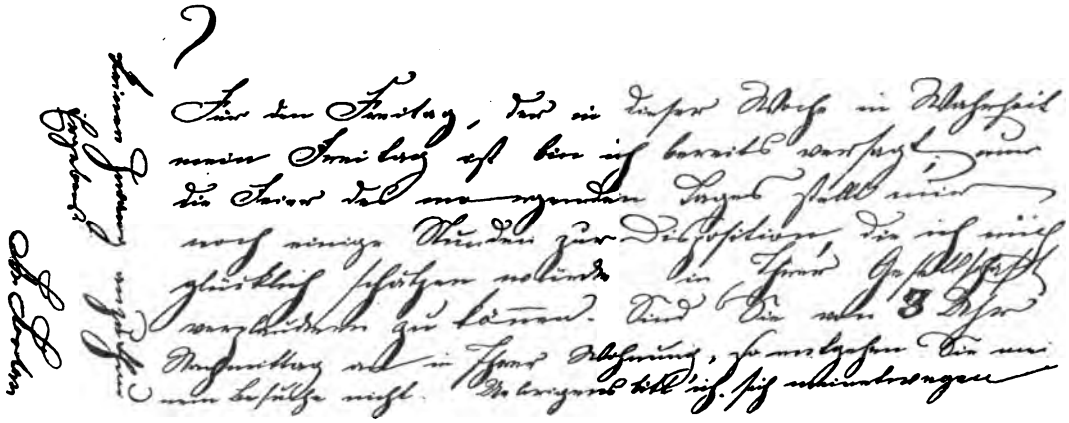
Dresden.

Wilhelm Wolters
(Wilhelm Wolffohn).

1841

1. Fontane an Wolffohn (Leipzig).

(Leipzig, ohne Datum.)



1842

2. Fontane an Wolffohn (Leipzig) [1].

(Dresden, ohne Datum.)

Lieber Wolffohn!

So eben komme ich von der vielbeſprochenen Terraſſe, wo ich mich ſattſam gelangweilt und — weil es eben nichts Beſſres zu tun gab — Deiner in Liebe und Freundſchaft gedacht habe.

Ich ſoll Dir ſchreiben, Dir Geſchichten erzählen, ſo wunderbar romantiſch wie aus tauſend und einer Nacht, denn ich lebe ja inmitten des poetiſchen Dresden's, inmitten des Elbflorenz, das einen Baron Lorenz gebar und einen Hofrath Winkler [2] großgezogen. Aber ach, mir fehlt die Poeſie, die Scheherezade, die mir die „märchenhafte Zauberwelt" erſt wahrhaft erſchließt, und ſo lang ich mit Proſa behaftet, o mehr — von ihr durchdrungen bin, werd' ich blind ſein für die Reize, die Kunſt und Natur vereint mir bieten. Du darfſt mir jetzt mit Recht zurufen:

„Dein Sinn iſt zu, Dein Herz iſt tot",

und ich ſelbſt lebe der Hoffnung, erſt in Zukunft würdigen zu lernen, was mir die Gegenwart ſchon beut.

---

[1]) Fontane hatte im Sommer 1842 Leipzig verlaſſen und war in Dresden in die Struveſche Apotheke eingetreten. (Vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig".) Wolffohn blieb bis 1843 in Leipig.

[2]) Der unter dem Pſeudonym Theodor Hell bekannte Schriftſteller, geb. 1775, geſt. 1856.

Ach, ich hätte Ursache, so recht überglücklich zu sein, und doch ist meine Seele gedrückt, ich habe so viel, ich habe fast mehr, als wonach Abertausende streben und ringen, und doch empfind' ich es, mir fehlt ein Etwas, was weder Kitzel der Eitelkeit noch der Sinne mir zu ersetzen vermag. Oft hab ich mich in meinem Übermuth vermessen, wahres Erdenglück von wahrer Liebe unabhängig zu wähnen, und immer wieder werd' ich durch ein nicht zu ertötendes Gefühl Lügen gestraft. Diese Leere, die mich so häufig beschleicht, und eben dann mich am ehsten erfüllt, wenn mir die Gegenwart äußere Glücksgüter mit vollen Händen in den Schooß wirft — sie wird nicht eher enden als bis ich die Unbekannte, die Namenlose gefunden habe, die mich mit Sehnsucht erfüllt, nach der mein Herz in unglücklicher Liebe schmachtet, wenn man mich prosaisch schilt: „schlechter Laune" zu sein. — Werd' ich jene Unbekannte, mein zweites Ich, werd' ich sie finden? Ich werd' es wähnen und — mich getäuscht sehen. So oft mich ein liebeverwandtes Gefühl beschlichen, ward es plötzlich öde und leer in meiner Seele; die Lippen, die eben noch von begeisterten Worten, vom Ausdruck tiefster Empfindung übergeströmt waren, unterdrückten mühsam ein Gähnen, und das Bewußtsein, daß alles eitel, wohl gar schal und abgeschmackt sei, gewann mehr und mehr Leben in mir. — Es ist traurige Wahrheit, was ich Dir bekenne; wie leicht ist es möglich, daß die Täuschung statt weniger Stunden mondelang währt, daß ich ein Band für das Leben knüpfe, und dann erwachend schmerzlich meinen Irrthum gewahre. — Doch wozu dies „Bekenntnis einer unschönen Seele", daß ich ebensogut auf Kamschatka, vielleicht sogar mit größerem Rechte machen dürfte. Du willst von meinem Briefe, er soll den Stempel Dresdens, und zwar einen andern als den des Postamts tragen; so laß mich denn zu nähergelegenen Dingen übergehn. Ich schreibe absichtlich nähergelegen, und gedenke dabei meiner Nachbarschaft, in der Du ein gut Theil unsrer deutschen

Literatur repräsentiert siehst. Als Licht erster Größe macht sich der Fürst Pückler[1]) bemerkbar, der hier in Sehnsucht seines Schnellläufers Mensen Ernst harrt, der im Auftrage seines Herrn die Quellen des Nil entdecken und eine Wasserprobe mitbringen soll, damit die Tutti Frutti's des Verstorbenen[2]) einmal mit einer neuen Sorte Wasser aufwarten können. Durch die Abwesenheit seines Lieblings ist die Menagerie fremdländischer Geschöpfe um ein wesentliches Mitglied vermindert worden; er begnügt sich jetzt mit einem Mohren und einem Russen, da der Pair von England, der eine Etage höher wohnt, die Gallerie von Merkwürdigkeiten — trotz der vortheilhaftesten Anerbietungen — nicht vermehren will. — Von Braun von Braunthal[3]) hab ich einen blonden Ziegenbart, von Adolph Bube[4]) eine Ballade, von Tieck[5]) aber ein früheres Dienstmädchen gesehn, die etwas sehr klassisch und durchaus nicht novellistisch war. Wenn ich diese Glücksumstände erwäge und hinzurechne, daß ich täglich den Dresdner Anzeiger mit ähnlichen Gedichten lese wie z. B.

Wasser trinkt wohl Niemand gern,
Drum herbei von nah und fern,
Bier, Bier, Bier,
Her zu mir! (welch kategorischer Imperativ!)

so begreif ich's kaum, daß ich binnen acht Tagen noch zu keinem Liede begeistert worden bin. Beifolgend noch einige wohlgelungene Verse desselben ehrenwerten Organs, dessen Hauptmitarbeiter hoffentlich mein Freund Milo ist. Leb wohl.

Dein Th. Fontane.

---

[1]) Fürst Pückler-Muskau, der damals in Dresden lebte.

[2]) Anspielung auf Pücklers Buch „Tutti Frutti, aus den Papieren des Verstorbenen".

[3]) Als Schriftsteller unter dem Namen Jean Charles bekannt.

[4]) Der Liederdichter.

[5]) 1825—1841 Intendant des Dresdner Hoftheaters.

1843

3. Jellinek, Müller und Fontane an Wolffohn (Odeſſa)[1].

(Leipzig, ohne Datum.)

Beſter Doktor! Mein Unternehmen iſt ſchon abgemacht. Ich rechne auf Sie. Ich werde Ihnen bald ausführlich ſchreiben. Jellinek.

Mein lieber Wolffohn! Nur wenige Worte rufe ich Dir entgegen und wünſche Dir ein frohes Leben auf Deinem Wege zur Heimath, wenn auch Dein Körper müde und Dein Herz ſchwer iſt, denke zuweilen an die ſchöne Vergangenheit, von der Du träumen kannſt. Denke auch an dein männliches Wirken, dem Du entgegen gehſt, und der lange Weg, ſo langweilig er iſt, wird Dir eine ſtärkende Ruhe werden. Denke auch zuweilen an vergangene Stunden, wo wir beiſammen froh geweſen, und ſchicke uns bald ein Blatt, daß wir ſehen, daß Du auch an uns gedacht. — Indem ich Dir viele Grüße von der Mutter ſage, verſpreche ich Dir bald das Stammbuchblatt zu ſchicken, und bleibe Dein treuer Freund MM.

[1]) Fontane war im Sommer 1843 nach Leipzig zurückgekehrt in der Abſicht, ſich dort „als Schriftſteller zu etablieren“ (vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig“, 5. Aufl., S. 144), Wolffohn dagegen bald darauf nach Odeſſa gereiſt. Kurz nach Wolffohns Weggang ſandten Jellinek (der wegen ſeiner Beteiligung an politiſchen und kirchlichen Parteikämpfen ſpäter in Wien ſtandrechtlich erſchoſſen wurde), Max Müller, der ſpäter ſo berühmte Sprachforſcher (vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig“, 5. Aufl., S. 100, 105 ff., 110, 112) und Fontane dem Freunde dieſen Abſchiedsgruß nach.

Jetzt komm ich! ſagt der Hanswurſt.

Hinter mir dreſchen Müller und Jellinek auf eine entſetzliche Weiſe; Bruno Bauer[1]) iſt bereits todtgeſchlagen, und Prof. Weiße[2]) auf dem beſten Wege, durch Jellinek zum „dummen Jungen“ kreiert zu werden — o Himmel, jetzt kommt Hegel an die Reihe, Gott ſei mir und dem todten Philoſophen gnädig. De mortuis et absentibus nil nisi bene gehört nicht zu Jellineks Lebensmaximen, und alles aus reinem wiſſenſchaftlichen Eifer! — Wie geht es Dir? Die Schmerzen des Abſchieds zu durchfühlen, wurde mir durch die Schmerzen der Zähne unmöglich — ſie waren ſehr heftig, und kaum weiß ich, was vorzuziehn iſt. Verzeihung von wegen der Malice. Übrigens könnt ich mich mit meiner Trauer brüſten wenn ich ein Heuchler wäre; wer wüßt' es denn, ob es dem Freunde oder dem zurückempfangenen Manuſkripte[3]) gelte, nur die Brille Gottes iſt ſcharf genug, durch Rock uſw. bis in's Herz zu ſehn. Im Übrigen könnt' ich auch eine total durchnäßte Nachtjacke vorzeigen, und etwaige Zweifler in ähnlicher Weiſe wie die Brüder Joſeph's den alten Jacob hintergehn; ich glaube — obſchon das Naß nur dem Fliedertee ſein Daſein verdankt — daß es von einer Tränenflut ebenſo ſchwer zu unterſcheiden iſt, wie das Blut eines Knäblein von dem eines Böcklein. — Ich hoffe Du haſt an dieſem Gekohle bereits genug. Wenn zwei Ultra-Hegelianer dreſchen, wer kann dabei vernünftiges Zeug ſchreiben. Auch mußt Du mir meine Kinderein verzeihn, heut über vier Wochen bin ich ja wieder Schuljunge[4]), und die dürfen ſich nicht überreif geberden.

Jellinek begrüßte mich (in Folge deiner Bemühungen) als Dichter. Es war ſehr rührend! — „Woher wiſſen Sie das?“

---

[1]) Bibliſcher Kritiker, geb. 1809, geſt. 1882.

[2]) Chriſtian Hermann Weiße, Philoſoph, geb. 1801, geſt. 1866.

[3]) Vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig“, 5. Aufl., S. 144.

[4]) Fontane hatte die Abſicht, ſeine Schulſtudien wieder aufzunehmen (vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig“, 5. Aufl., S. 144).

Das Studierzimmer Wilhelm Wolfsohns

in dem Fontane bei Wolfsohn russische Sprache und Literatur studierte

Nach einem Aquarell von D. Ottensooser, Leipzig 1843

fragt ich. „Nun, der Dr. Wolffsohn hat ... u. ſ. w.“ — „Ah ſo!“ erwiderte ich, „da kann ich Ihnen ganz genau ſagen, welche Lieder er Ihnen vorgetragen.“ Darauf ſteckt ich eine begeiſterte Phyſiognomie auf, ſtreckte alle zehn Finger aus, ſtand dann und wann (bei deinen Lieblingsſtellen) auf einem Bein, und recitirte Verſchiedenes. — Er lachte — Du hatteſt ihm totaliter dasſelbe vorgetragen. Außerdem ſucht' ich Deine Manieren nachzuahmen, und wie mir's ſchien — es gelang. — Nachher kam ich jedoch in die Dinte. — „Wiſſen Sie auch, daß ſich unſer Müller[1]) in Verſen verſündigt?“ — fragt' ich: „erlauben Sie mir,“ fuhr ich fort, ohne eine Antwort abzuwarten, „daß ich Ihnen eine Probe gebe.“ Ich trug „Einigkeit“ vor und that ſo als wäre es Müller's Produkt, der ſelbſt ſehr konſternirt bei der Gelegenheit war. „O“, meinte Jellinek, „das hat mir der Dr. W. auch vorgetragen, er meinte, das hätten Sie geſchrieben.“ Da hatten wir die Beſcheerung; anſtandshalber mußt ich mein eigen Kind verſchwören und abläugnen, und wiederholentlich verſichern, daß er im Irrthum ſei, oder W. unſre Namen zufällig verwechſelt habe. — Nimm mir's nicht übel, daß ich Dich heut mit ſolchen Schnurren heimſuche, aber ich denke, die Rührung wird Dir ohnehin nicht fehlen, wozu dieſelbe durch ſentimentales Gedudele ohne Not vermehren. Auch bin ich heut ſeit vielen Wochen zum erſten Male wieder gut bei Laune, da iſt mir eine Ausgelaſſenheit zu verzeihn, die ich nachgerade in mir geſtorben wähnte. Gott ſei Dank, daß ſie noch zappelt — aber ach, vielleicht nur noch kurze Zeit.

Mein nächſter Brief wird wahrſcheinlich ernſterer Art ſein. — Die Novelle Puſchkin's (von D. Sabinin)[2]) hab ich geleſen, ich bin entzückt davon, und habe ſie meiner

---

[1]) Max Müller.

[2]) Stephan Sabinin, Probſt in Weimar, einer der hervorragendſten Kenner ruſſiſcher Literatur.

Tante[1]) gegeben, die meine Anſicht darüber theilt. Der Buchhändler, der die nicht nimmt, iſt ein Eſel entre nous soit dit. Empfiehl mich unbekannterweiſe den Deinen herzlichſt

Dein Th. Fontane.

---

[1]) Tante Pinchen. Vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig", 5. Aufl., S. 114 ff., 391 ff.

1844

4. Fontane an Wolffohn (Odeſſa).

Letſchin, d. 29. Febr. 44[1]).

Lieber Wolffohn! Gott zum Gruß, mein armer, alter Freund, von dem es mir auch zu heißen ſcheint, wer für den Kittel geboren iſt, kommt nimmer zum Rock. Indeſſen gutes Muthes! ſo lange die Sackpaletot's modern ſind, ſpielt man auch in einem Kittel eine ganz erträgliche Rolle, da dieſe beiden Gebilde der Schneiderkunſt mindeſtens Geſchwiſterkind ſind. Wie lebſt Du? — welche Frage! Ich glaube, Dein Lied verſtanden zu haben[2]). Soll ich Dich tröſten? Das verſteh' ich viel ſchlechter als das Schimpfen. Soll ich Dich zu einem kühnen Entſchluß zu begeiſtern verſuchen? es würde wenig helfen; Du kannſt ſelbſt eine gothiſche Kirche von einem Backofen unterſcheiden und ißt — ohne meinen Rath — die gebratne Gänſehaut lieber als eine Schuhſohle. Schlimm iſt es, wenn man ſich mit Baumrinde begnügen muß, weil es an Beſſerem fehlt; ach ja, muß iſt eine harte Nuß; indeſſen das Geringſte iſt beſſer als von ſich ſelbſt zehren. Du weißt das aus Erfahrung — Noth und Gram haben einen Magen wie die römiſche Kirche, ſie ſind unerſättlich; und zehren grade

[1]) Fontane lebte vorübergehend bei ſeinen Eltern. Vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig", 5. Aufl., S. 144.

[2]) Wolffohn, der ſich in Rußland nicht glücklich fühlte, hatte ſeinen Empfindungen und ſeiner Sehnſucht nach Deutſchland in einem an Fontane gerichteten Gedichte Ausdruck verliehen.

dann am Meiſten, wenn man ohnehin nichts zu verzehren hat als ſich ſelbſt. Ich weiß nicht, ob Du Dich jetzt in einem Silberſchacht befindeſt, doch glaub ich's kaum, und iſt's eben nicht bedeutend, was ſchlimmſten Falls bei einem kühnen Wagen eingeſchuſtert wird, ſo — — — nun, Du verſtehſt mich wohl; Louis Fort[1]) lebt ja noch und der alte Gott auch noch. Du biſt nicht auf den Kopf gefallen; Deine Sprachkenntniſſe kommen Dir trefflichſt zu Statten, und das Unglück hat den Literaten in Dir nie verfolgt; die ruſſiſche Literatur iſt nicht überreich, aber ein Werk wie „Finland und die Finländer“[2]) wird gewiß alljährlich in Rußland geſchrieben, und Hinrichs[3]) ſteht auch noch auf zwei Beinen. Ich kann und mag mich nicht deutlicher erklären; ſoviel iſt gewiß, kettet Dich nicht der Magen — ſo müßteſt Du nicht der ſein, der Du biſt; Dein Geiſt iſt hier und Dein Herz mindeſtens ſtückweiſe. Denk' e biſſel nach und thu ſchließlich was Du nicht laſſen kannſt; ein Hundsfott macht's beſſer als er kann.

Glaub' übrigens nicht, daß ich's verſchmäht habe auf Deine Verſe in Verſen zu erwidern; Du könnteſt durch dieſelben in Fatalitäten verwickelt werden, drum erfolgen ſie nicht anbei; doch ſchick' ich meine verſificirte Erwiderung auf Deinen Brief gleichzeitig mit dieſen Zeilen nach Leipzig, um jene in der „Eleganten“[4]) abdrucken zu laſſen. Nimmt ſie Laube auf, was er dreiſt thun darf, da man ſie allenfalls leſen kann, (Künſtlereitelkeit, ſchöne Sache!) ſo wirſt Du die eigentlichſte und jedenfalls verſtändlichſte Beantwortung Deines Briefes in den März, April oder Mai-Nummern der Eleganten

[1]) Louis Fort, der Leipziger Verleger, bei dem Wolffohns Werk „Die ſchönwiſſenſchaftliche Literatur der Ruſſen“ erſchienen war.

[2]) Finland und die Finländer. Von F. Derſchau. Deutſch von Wilhelm Wolffohn.

[3]) Im Verlage der J. C. Hinrichsſchen Buchhandlung in Leipzig war „Finland und die Finländer“ erſchienen.

[4]) „Die elegante Welt“, erſt von Guſtav Kühne, dann von Heinrich Laube redigiert. Vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig“, 5. Aufl., S. 105.

finden. Ich weiß, daß ſich dieſe mitunter nach Odeſſa verirrt. „Einem Freunde“ lautet die Überſchrift[1]).

Schließlich die kurze Anzeige, daß ich mich wieder der Giftmiſcher-Zunft zugeſellt habe, und vom 1. April ab in Berlin Pharmacie ſtudire. Mit mir alſo war's nichts im Literatenthum, der bloße Verſuch[2]) hat mich bedeutend runtergebracht. Adieu, mein guter alter Kerl.

Th. Fontane.

---

[1]) Fontane hat dieſes Gedicht, in dem er Wolffſohn beſchwört, nicht in Rußland zu bleiben, unter dem Titel „Rußland — einem Freunde, als er nach Moskau überſiedeln wollte“ ſogar in ſeine 1851 in Berlin bei Carl Reimarus erſchienene Gedichtſammlung aufgenommen.

[2]) Vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig“, 5. Aufl., S. 144.

1846[1])

5. Fontane an Wolffohn (Leipzig)[2]).

(Berlin, ohne Datum.)

Mein lieber, guter Wolffohn.

Der an und für ſich unerquickliche Umſtand, daß ich meine Wohnung verrammelt und keine Menſchenſeele zu Hauſe fand[3]), hat mich heut — vielleicht zum erſten Mal in meinem Leben — zu einem guten Commiſſionair gemacht. Ich empfing Deinen lieben Brief auf dem Stettiner Bahnhof, wo ich mich zu einer Abſchieds- und Familienſcene (meine Tante wurde entführt, natürlich mit Wiſſen von Dero Gemahl)[4]) eingefunden hatte; — ohne oben erwähnte Hinderniſſe bei beabſichtigter Beſitznahme meines Schlafſopha's (in ſeiner Doppeleigenſchaft als Bett und Diwan doppelt anziehend) würd' ich die Beſorgung Deines Auftrage's ein Paar Stunden

---

[1]) Fontane hatte Oſtern 1844 bis Oſtern 1845 als Einjährig-Freiwilliger in Berlin gedient, war von Johanni 1845 an eine Zeitlang in der polniſchen Apotheke in Berlin in Kondition geweſen, die er im Sommer 1846 wieder verließ, um ſich zum pharmazeutiſchen Examen vorzubereiten. Vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig", 5. Aufl., S. 390 ff.

[2]) Wolffohn hatte Rußland verlaſſen und war nach Leipzig zurückgekehrt.

[3]) Fontane war in das Haus ſeines Onkels Auguſt, wie er in „Von Zwanzig bis Dreißig" (5. Aufl., S. 391) erzählt, gezogen.

[4]) Onkel Auguſt und Tante Pinchen. Vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig", 5. Aufl., S. 114 ff., 116 ff., 129, 133, 137 ff., 375 f., 390 ff., Bilder 120 und 392.

hinausgeſchoben haben, ſo aber trat ich unter unzähligen Verwünſchungen und Donnerwettern auf unſre ausgekniffne Köchin von Humanität's wegen — meine Expedition nach dem anhaltiſchen Bahnhof an.

Über das Ergebniß dieſer Entdeckungsreiſe (durch den ſtillen Ozean der Langenweile, welcher unausgeſetzt in der Berliner Wilhelmsſtraße fluthet) — brauch ich Dir nicht zu berichten; Koffer und Reiſeſack ſind in dieſem Augenblick hoffentlich ſchon in Deines Freundes Händen. —

Die für den Nothfall beigefügten Pläne und Signalements zur Auffindung des Kneipier's Methfeſſel haben mich tief gerührt. Da links vom Thore gar keine Straße und mithin auch kein drittes und viertes Haus exiſtiert, Kneipier Methfeſſel überdies auch keine Zierde des Berliner Wohnungsanzeigers iſt, ſo fiel mir dabei die Anekdote von dem neu engagierten Poliziſten ein, der, als er den Schneidergeſellen Müller im Bullenwinkel arretieren ſollte, den Droſchkenkutſcher Schulze aus der Paddengaſſe herbeiſchleppte, und ſich viel auf dies ſein erſtes Debut als Jagdhund zu Gute that.

Gott ſei Dank durften jene Detail-Angaben unbenutzt bleiben.

Nun zu was Andrem als Koffer und Schnappſäcke, Methfeſſels und unerbaute Straßen.

Du ſchreibſt: „Wenn Du deutſche Zeitungen lieſt, wirſt Du von mir gehört haben!“ Lieber Junge, verwechſelſt Du mich vielleicht mit dem Abbate Mezzofanti[1]), der 33 Sprachen ſpricht, oder bezweifelſt Du, daß ich überhaupt Zeitungen leſe? Freilich leſ' ich die Tagesblätter, und weil der Knüppel beim Hunde liegt, auch natürlich in gutem Deutſch; hab' auch die Berichte darin über Deine Dresdner Vorleſungen gefunden. Onkel ſprach auch von Deinem Auftreten in Leipzig;

[1]) Giuſeppe Mezzofanti, der berühmte italieniſche Linguiſt, der vor ſeinem Tode (Rom 1849) nicht nur 33, ſondern 58 Sprachen ſprach und verſtand.

hat das ſeine Richtigkeit? ich habe ſonſt noch nichts davon gehört, woran ein mehrwöchentlicher Aufenthalt bei meinen Eltern Schuld ſein mag. Vielleicht würfelt auch der Onkel bunt durcheinander, es kommt ihm auf eine Hand voll Noten niemals an.

Führe Deinen Plan aus und komm nach Berlin; es wird Dir auch hier nicht fehlſchlagen; Du haſt in Prutz[1]) einen Vorgänger gehabt, der ſich allem Lind-Enthuſiasmus[2]) zum Trotz ein volles Auditorium zu verſchaffen wußte. Berlin iſt groß und wimmelt zu allen Zeiten von Literaturfreunden beiderlei Geſchlechts; dilettierende Lieutenants, Studenten mit erſter Liebe und poetiſchen Frühgeburten, ſentimentale Jungfrauen im Schillerſtadium, und emancipationsſüchtige mit der George Sand auf der Lippe und der Hahn-Hahn in der Taſche — füllen hier bald einen Hörſaal, und ſollte auch zu gleicher Zeit Corſo gefahren, Tſchech[3]) II. hingerichtet und im Opernhauſe eine neue Polka getanzt werden. Daß ich Dir ein beſſres Publikum als obiges wünſche, liegt am Tage. Für Deine Johannes-Rolle[4]) betreffs des Dichter-Meſſias Theodor Fontane ſage ich Dir meinen Dank; ſollt' ich bei der Gelegenheit ohne alle weiteren Bemühungen zur Unſterb-

[1]) Robert Prutz, mit dem ſpäter Wolffohn das „Deutſche Muſeum" herausgab.

[2]) Jenny Lind, die berühmte Sängerin.

[3]) Heinrich Ludwig Tſchech, Bürgermeiſter in Storkow, der 1844 einen Mordverſuch auf Friedrich Wilhelm IV. gemacht hatte und im Dezember d. J. in Spandau hingerichtet worden war.

[4]) In „Von Zwanzig bis Dreißig" ſchreibt Fontane: „Einige dieſer Briefe waren aus den beiden ruſſiſchen Hauptſtädten datiert, wohin Wolffohn gern und oft ging, um den dortigen deutſchen Kolonien ſammt einigen literaturbefliſſenen Ruſſen über allerjüngſte deutſche Dichter, zu denen Wolffohn, etwas gewagt, auch mich rechnete, zu halten, woraus ſich dann ergab, daß ich in Petersburg und Moskau bereits ein Gegenſtand eines kleinen literariſchen Intereſſes war, als mich in Deutſchland noch Niemand kannte, nicht einmal in Berlin."

fragt ich. „Nun, der Dr. Wolffohn hat ... u. ſ. w.“ — „Ah ſo!“ erwiderte ich, „da kann ich Ihnen ganz genau ſagen, welche Lieder er Ihnen vorgetragen.“ Darauf ſteckt ich eine begeiſterte Phyſiognomie auf, ſtreckte alle zehn Finger aus, ſtand dann und wann (bei deinen Lieblingsſtellen) auf einem Bein, und recitirte Verſchiedenes. — Er lachte — Du hatteſt ihm totaliter dasſelbe vorgetragen. Außerdem ſucht' ich Deine Manieren nachzuahmen, und wie mir's ſchien — es gelang. — Nachher kam ich jedoch in die Dinte. — „Wiſſen Sie auch, daß ſich unſer Müller[1]) in Verſen verſündigt?“ — fragt' ich: „erlauben Sie mir,“ fuhr ich fort, ohne eine Antwort abzuwarten, „daß ich Ihnen eine Probe gebe.“ Ich trug „Einigkeit“ vor und that ſo als wäre es Müller's Produkt, der ſelbſt ſehr konſternirt bei der Gelegenheit war. „O“, meinte Jellinek, „das hat mir der Dr. W. auch vorgetragen, er meinte, das hätten Sie geſchrieben.“ Da hatten wir die Beſcheerung; anſtandshalber mußt ich mein eigen Kind verſchwören und abläugnen, und wiederholentlich verſichern, daß er im Irrthum ſei, oder W. unſre Namen zufällig verwechſelt habe. — Nimm mir's nicht übel, daß ich Dich heut mit ſolchen Schnurren heimſuche, aber ich denke, die Rührung wird Dir ohnehin nicht fehlen, wozu dieſelbe durch ſentimentales Gedudele ohne Not vermehren. Auch bin ich heut ſeit vielen Wochen zum erſten Male wieder gut bei Laune, da iſt mir eine Ausgelaſſenheit zu verzeihn, die ich nachgerade in mir geſtorben wähnte. Gott ſei Dank, daß ſie noch zappelt — aber ach, vielleicht nur noch kurze Zeit.

Mein nächſter Brief wird wahrſcheinlich ernſterer Art ſein. — Die Novelle Puſchkin's (von D. Sabinin)[2]) hab ich geleſen, ich bin entzückt davon, und habe ſie meiner

---

[1]) Max Müller.

[2]) Stephan Sabinin, Probſt in Weimar, einer der hervorragendſten Kenner ruſſiſcher Literatur.

lichkeit gelangen, ſo würde mir das ſo angenehm ſein, daß ich mich zu einem Sonett an C. W. Wolffohn entſchließen könnte. Übrigens bin ich der Meinung, daß Du klug thäteſt Dich bei mir einzufinden; meine Kneipe ſteht zu Deiner Dispoſition. Ich wohne ziemlich anſtändig im Hauſe meines Onkels [1]). Leb wohl

Dein

Th. Fontane.

6. Fontane an Wolffohn (Leipzig).

(Berlin, ohne Datum).

Als ich geſtern Abend von meiner Braut (ich bin jetzt unter andern auch verlobt) [2]) nach Hauſe kam, fand ich Deinen zweiten Brief; beiliegendes Prachtſtück iſt daher ſehr überflüſſig; da ich indeß eitel genug bin mir einzubilden, daß einige Zeilen von mir immer ein bischen Werth in Deinen Augen haben, ſchick' ich Dir dieſe Depeſche [3]) oder „Pikeſche" wie mein ewig wortverdrehender Onkel zu ſagen pflegt.

Dein Theodor.

---

[1]) Dorotheenſtraße Nr. 60 zwei Treppen.

[2]) Vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig", 5. Aufl. S. 374 ff.

[3]) Einen „citissime"-Brief mit Auskünften über verſchiedene Beſorgungen, um die Wolffohn Fontane gebeten hatte.

1847

7. Fontane an Wolffohn (Leipzig).

Berlin, d. 10. November 47.

Mein lieber alter Freund!

Letſchin[1]) im Oberbruch, Kirchdorf mit 3500 Seelen (?) und Reſidenz zweier dort ſtationirter Gensdarmen, hängt durch Vermittelung eines ſogenannten Rippenbrechers von Poſtwagen nur loſe mit der civiliſirten Welt zuſammen. Es iſt ein zweites Klein-Sibirien[2]); die Lebenszeichen einer Welt da draußen ſind ſelten, aber — ſie kommen doch vor. — Wenn ich vorhin den Poſtwagen als die Brücke bezeichnete, die der verſtorbene Staatsminiſter Nagler zwiſchen dem Diesſeits und Jenſeits ſchlug, ſo war das zwar Wahrheit, aber nicht die ganze Wahrheit. Der geiſtige, mithin der bedeutſamere Verkehr wird durch ein altes Weib[3]) unterhalten, das nicht

[1]) Fontane hatte im Spätſommer 1846 ſeine Wohnung auf der Dorotheenſtraße bei Onkel Auguſt wieder aufgegeben und ſich bei ſeinen in Letſchin lebenden Eltern einquartiert, um ſeine Vorbereitungen für das pharmazeutiſche Examen, die er in Berlin unter Profeſſor Sonnenſchein begonnen, privatim fortzuſetzen. Vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig", 5. Aufl. S. 397 f. Obiger Brief iſt nach beſtandenem Examen geſchrieben.

[2]) Anſpielung auf Wolffohns Aufenthalt bei ſeinen Eltern in Rußland.

[3]) Dies alte Botenweib ſcheint für Fontane ſpäter in dem Roman „Vor dem Sturm" das Modell zu „Hoppenmarieken" geweſen zu ſein.

umähnlich der Norne im Scott'ſchen Piraten allſonnabendlich ein Felleiſen in die Apotheke wirft und in Nacht und Grauen geſpenſterhaft verſchwindet. Das alte Weib trägt einen geflickten Rock und Schmierſtiefel, ihr „guten Abend“ klingt wie das Donnerwetter eines Bootsknechts — ihre Reiſe geht auch nicht durch die Lüfte, ſondern knietief durch dickſten Dreck, dennoch erſcheint ſie allen Hausbewohnern ſtets wie ein Engel vom Himmel, reizend wie Schillers Mädchen aus der Fremde. Die Stetserwartete, Immergeſegnete (was ich nicht auf intereſſante Leibeszuſtände zu beziehen bitte) iſt die Cüſtriner Bücherfrau, die allwöchentlich im Dienſt ergraute Journale wie altbackenen Kuchen aus ihrem Füllhorn auszuſchütten pflegt. Unter dieſen glänzt als ein Stern erſter Größe die „Europa“ [1]), dann und wann mit Beiträgen von Carl Wilhelm Wolffohn. — Ja, mein lieber Freund, vor ungefähr vier Wochen gab mir die von Dir überſetzte ruſſiſche Novelle den Beweis Deines Daſeins und Deiner literariſchen Tätigkeit. Als ich blos Deinen Namen las, trat mir die ſchöne alte Zeit wieder friſch vor die Seele — Dein bloßer Name wurde mir zur laterna magica oder um klaſſiſcher zu vergleichen, zum Keſſel der Hekate, aus dem ein Dutzend lieber Geſtalten vor mir aufſtieg. Ich wollte gleich ſchreiben und Dich mit den geiſtreichen Fragen: wo biſt Du? wie thuſt Du? was willſt Du? beſtürmen; indeß es kam dies und das dazwiſchen, und ohne einen ſcheußlichen Schnupfen, der mich heut ans Zimmer feſſelt, wären vielleicht noch Monate vergangen, bevor ich meine Abſicht von damals ausgeführt hätte.

Indem ich nun den herzlichen Wunſch ausſpreche, recht bald von Dir und Deinem Thun zu hören, indem ich ferner bitte, mir ſo viel wie möglich über die lieben, alten Jungen (Schnupfen-Sentimentalität! ich ſchreibe ſonſt nie ſo) mit-

[1]) Herausgegeben von Guſtav Kühne.

zutheilen, mit denen wir oftmals ſo traulich und heiter zuſammen waren, geh' ich dazu über, Dir etwas Material zu meiner Biographie zu liefern. Schließe übrigens aus dieſer Äußerung nicht, daß ich wie Wallenſtein nächſtens „einen langen Schlaf zu thun" oder wie Hamlet „in das Land zu reiſen" gedenke, von dannen keine Wiederkehr — nein, gegentheils! ich bin mit den Jahren jünger geworden, und die Lebensluſt, die eigentlich ein Erbtheil der Jugend iſt, ſcheint in mir zu wachſen, je länger der abgewickelte Faden wird.

Daß ich verlobt bin, weißt Du. In dieſem Faktum liegt noch kein Grund zur Gratulation, wohl aber darin, daß ich mich glücklich fühle in meiner Wahl und meiner Liebe. Du haſt das junge Mädchen bei Deinem Hierſein geſehn. Das Hervorſtechende ihres Weſens iſt, körperlich und geiſtig, das Intereſſante, ſie wird mich auch da zu feſſeln wiſſen, wo mir größere Schönheit, umfaſſenderes Wiſſen und ſelbſt tieferes Gefühl auf meinem Lebenswege begegnen ſollten. Mit einem Wort ſie iſt „liebenswürdig", ſie hat jenes unerklärbare Etwas, was Allem einen Reiz verleiht; die Schwächen ſelbſt werden ſo zu Tugenden geſtempelt; Unkenntnis giebt ſich als herzgewinnende Natürlichkeit; launenhafte Wünſche und Einfälle kleiden ſich in das Gewand des Eigenthümlichen. — Ich habe in meiner Liebe viele Kämpfe durchgemacht; ich habe (ohne deshalb meine Braut je minder geliebt zu haben) meine Verlobung wie eine Übereilung betrachtet, ich habe mir die Befähigung abgeſprochen, je ein Weib glücklich machen zu können, und habe gleichzeitig meinen eignen Untergang als eine Gewißheit vor Augen geſehn; zu dem Allen hab ich den Höllenſoff brennender, verzweifelnder Eiferſucht gekoſtet, oder richtiger, meine Seele monatelang damit getränkt. Dieſe Zeiten ſind vorüber; unter allen dieſen Stürmen hat ſich meine Liebe bewährt; ich darf ſie als einen geklärten Wein betrachten, der wenn auch nicht feuriger mit den Jahren wie Rheinwein, doch auch nicht ſchlechter wie

Medoc werden wird. — Um einen passenden Übergang für das Folgende zu finden, muß ich meine obigen Mittheilungen durch das Geständniß ergänzen, daß namentlich der Poet in mir oft blutige Thränen über den verlobten Bräutigam vergoß. Auch diese Mißhelligkeiten sind beigelegt; meine Braut, die sonst in meinen dichterischen Gelüsten nur eine verhaßte Nebenbuhlerin sah, hat diese plötzlich von Herzen lieb gewonnen, und so hoff' ich in Zukunft wie der Graf von Gleichen zu leben, bei welchem Bild ich freilich in Zweifel gerate, ob ich meine Muse oder meine Braut mit der feurigen, schwarzäugigen Orientalin vergleichen soll. Stände meine Braut jetzt hinter mir, und guckte über die Schulter, so wäre eine Maulschelle mein unzweifelhaftes Loos.

Nun aber ein Weniges von der Poeterei. In meinem Eifer, vielleicht darf ich sagen, in meiner Begeisterung — bin ich der Alte; in dem was ich leiste, hab ich die Leipziger Staffel hoffentlich weit hinter mir. Es fehlt mir möglicherweise jetzt die Unbefangenheit und Natürlichkeit, mit der ich damals Schlechtes und Gutes in friedlicher Gemeinschaft aufs Papier kritzelte, dafür aber hat sich ein gewisses Bewußtsein, eine Kenntniß dessen, worauf es ankommt, eingestellt, die vielleicht keinen besseren Poeten, aber zweifellos bessere Verse schafft. — Du würdest mich in dieser Beziehung sehr verändert finden; ich bin jetzt von meinem Recht durchdrungen, ein Gedicht zu machen; das mag Dir andeuten, daß ich ein Anderer geworden bin. Du lächelst vielleicht; Du frägst, worauf sich dieses Selbstvertrauen stützt, und lächelst wieder, wenn ich sage, das fühlt sich. Ich könnte Dir erzählen, daß ich mit dem Cotta'schen Morgenblatt auf dem besten Fuße stehe, könnte Dir mitteilen, daß man in mich dringt, meine Sachen zusammenzustellen und 'raus zu geben — indessen wiederhol' ich Dir, es ist nicht diese Anerkennung von außen, sondern die tief innere Überzeugung, daß ich einen Vers schreiben kann, was mein Fiducit erweckt. Diese Über-

zeugung läßt mich ruhig und bedachtſam handeln; ich laufe mir nicht nur nicht die Beine ab, um einen Buchhändler zu ergattern, ſondern ich danke ſogar für diejenigen, die mir unter der Hand angeboten werden. Was gut iſt, bleibt gut und das andre mag fallen, wenn es vor der eignen, gereifteren Kritik nicht mehr beſtehen kann. — Das Lyriſche hab' ich aufgegeben, ich möchte ſagen blutenden Herzens. Ich liebe eigentlich nichts ſo ſehr und innig wie ein ſchönes Lied und doch ward mir gerade die Gabe für das Lied verſagt. Mein Beſtes, was ich bis jetzt geſchrieben habe, ſind Balladen und Charakterzeichnungen hiſtoriſcher Perſonen; ich habe dadurch eine natürliche Übergangsſtufe zum Epos und Drama eingenommen, und dieſen Sommer bereits ein epiſches Gedicht in neun (kleinen) Geſängen geſchrieben, das hier auf die Berliner Herzen[1]) ſeines Eindrucks nicht verfehlte und Dir vielleicht mit Nächſtem im Morgenblatte zu Geſicht kommen wird, wenn nicht die größere Ausdehnung des Gedichts ſeine Aufnahme unmöglich macht. Titel: „Von der ſchönen Roſamunde." — Mit heiligem Eifer würd' ich mich unverzüglich an die Geſtaltung eines Dramas machen, das bereits im Geiſte in mir lebt, wenn ich nicht zwiſchen heut und drei Wochen wieder hinterm Tiſche ſtünde, und dem Publikum ſtatt fünffüßiger Jamben Dekokte u. a. m. zu bieten hätte[2]). Es erbaut mich dieſe Ausſicht wenig, aber ſie macht mich nicht unglücklich. Ich habe den Wunſch, Poet von Fach zu ſein, lange und für alle Zeit begraben. Nach meiner Meinung muß ein Dichter allemal Dilettant ſein und bleiben; ſo wie der Fall mit der melkenden Kuh eintritt, iſt es mit der Poeſie Matthäi am letzten. In zwei Jahren hoff' ich

[1]) Die Mitglieder des „Tunnels über der Spree". Vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig".

[2]) Fontane trat im Spätherbſt 1847 in die Jung'ſche Apotheke, Ecke der Neuen Königs- und Georgenkirchſtraße ein. Vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig", 5. Aufl., S. 398 ff.

ſelbſtſtändig d. h. Apothekenbeſitzer, Gatte und reſp. Familienvater zu ſein; trotz vieler Sorgen, die von dem Augenblicke an auf mich einſtürmen werden, hoff' ich doch in meinen Grundfeſten unerſchüttert zu bleiben, und wenn auch langſam ſo doch ſicher ein Ziel zu erreichen, das ſich jedes ernſte Streben ſtecken muß.

Ich wundere mich nicht, wenn dieſe Sprache Dich ſtutzig macht; ſo viel aber hoff' ich von Deiner Freundſchaft und guten Meinung von mir, daß Du das Vorſtehende nicht als die Herzensergießungen eines arroganten Schlingels betrachten wirſt.

Betrachte meinen Brief wie die Beichte eines Freundes dem Freunde gegenüber, und mache mir die unendliche Freude, ihn recht bald in gleicher Weiſe beantwortet zu ſehn. Was Du über M. Müller[1]), Schauenburg[1]), Krieg[1]), Köhler[1]) und andere Kumpane gehört haſt, theile mir ausführlichſt mit; Müllern verfehlte ich im vorigen Jahr und bin ſomit ohne alle Nachricht.

Noch eins. Wollteſt Du zu meinem lieben Georg Günther[1]) gehn, und ihm in meinem Namen verſichern, daß ich mit unveränderter Liebe und Dankbarkeit an ihm hinge, ſo würdeſt Du mir einen rechten Freundſchaftsdienſt erweiſen. Theil' ihm aus meinem Briefe mit, was Du für paſſend hältſt. Schreiben an ihn kann ich nicht; einestheils iſt dieſe Leidenſchaft überhaupt dahin, dann aber zweimal daſſelbe, iſt faſt zu viel verlangt. Was machen die liebenswürdigen Melgunoffs?[2]) Leb wohl.

Dein Th. Fontane,
Berlin, Zimmerſtraße No. 2 p. Adreſſe Kummer[3]).

---

[1]) Freunde aus der Leipziger Zeit. Vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig."

[2]) In Deutſchland lebendes ruſſiſches Ehepaar, das Fontane durch Wolffſohn kennen gelernt hatte.

[3]) „Rat Kummer", mit deſſen Adoptivtochter ſich Fontane verlobt hatte. Vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig", 5. Aufl., S. 316, 379 ff.

1848

8. Fontane an Wolffohn (Leipzig) [1]).

Berlin, d. 10. 1. 48.

Mein lieber Wolffohn.

Soeben komm' ich aus dem Guerra'ſchen Circus nach Haus und finde Deinen Cito-Brief, der mir eine große Freude macht, und eine größere — Dein Kommen in Ausſicht ſtellt. So freilich, wie Du Dir das ausmalſt, geht es nicht; keiner iſt betrübter darüber wie ich ſelbſt. Haſt Du denn aus den Leipziger und Dresdner Tagen her ganz vergeſſen, daß ein conditionirender Giftmiſcher ähnlich wohnt wie der Salzhering in ſeiner Tonne?! Mein lieber Wolffohn, ſo himmliſch ich es mir denke, mit Dir ein Stück Leben zuſammen leben zu können, ſo unmöglich iſt es doch: ich bewohne eine Schandkneipe, einen Hundeſtall, eine Räuberhöhle mit noch zwei andern deutſchen Jünglingen und habe keine freie Verfügung über dieſe Schlafſtelle, die viel vor Erfindung deſſen, was man Geſchmack, Eleganz und Comfort heißt, vermuthlich von einem Vandalen erbaut wurde.

Dies Alles ſchadet aber garnichts. Du kommſt! das ſteht feſt. Gieb mir Auftrag und Du findeſt eine anſtändige Wohnung vor. Haſt Du kein Geld, ſo ſchadet das wieder nichts, ich mache mir in dieſem Fall ein Vergnügen daraus,

[1]) Fontane war noch in der Jung'ſchen Apotheke tätig. Vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig".

THEODOR FONTANE
1843

Widmungsblatt an Wilhelm Wolfsohn

Nach einer Kreidezeichnung von Kersting in Dresden

den ganzen Schwamm zu bezahlen. Biſt Du reich — nun dann tant mieux; jedenfalls wirſt Du kein Theekeſſel ſein und mein ehrliches Anerbieten übel nehmen. Schreiben mußt Du unbedingt noch mal. Richte Dich ſo ein, daß Du am Freitag, Sonntag, oder in nächſter Woche am Dienstag u. ſ. w. kommiſt; ich gehe nämlich immer nur einen Tag um den andern aus. Um Irrthümer zu vermeiden — Tag heißt hier ſo viel wie Abend. — Ich erwarte Dich dann am Bahnhofe, führe Dich zu meiner Braut, wo Du Thee und überhaupt alles, was zur Leibes Nahrung und Nothdurft nöthig iſt, nebſt freundlichen Geſichtern vorfinden ſollſt. Eine Wohnung werd' ich alsdann ſchon in Bereitſchaft für Dich haben, und lotſe Dich zu paſſender Stunde in den Hafen und in's Bett. Schreibe nur ohngefähr, wo Du vorzugsweiſe zu thun haben wirſt, damit ich demgemäß Deine Wohnung ausſuchen kann. Ich kann das freilich nicht, denn ich bin ſeit ſechs Wochen ein richtiger Sclave, aber meine Braut, die Du im beſten Sinne als mein Faktotum kennen lernen wirſt, wird das nötige beſorgen.

Eh' ich ſchließe nur noch das Eine, was übrigens wohl nach Ton und Haltung dieſer Zeilen überflüſſig iſt: als ich Dich einlud mich zu bekneipen, war ich unzweifelhaft ein freier Menſch in ſeinen eignen vier Pfählen, jetzt bin ich nach Börne ein ächter Deutſcher, ein — Bedienter und nenne keinen Zollbreit Erde mein. Nun leb' wohl für heut; bald einen Brief und dann Dich ſelbſt.

Munter und luſtig (und heut außergewöhnlich erfreut) wie immer

Dein Th. Fontane.

1849[1]

9. Fontane an Wolffohn (Dresden).

Berlin, d. 10ten Novemb. 49.
Louiſenſtraße 12, 3 Treppen.

Mein lieber Wolffohn.

Eben erhalt' ich Deine freundlichen Zeilen. — Habe Dank wegen Deiner Bemühung, mich ins deutſche Publikum einzuſchmuggeln[2]). Der hinkende Bote kommt übrigens nach. Ich habe nämlich vor faſt drei Wochen an Schwab[3]) nach Stuttgart geſchrieben und ihn gebeten, die Herausgabe meiner Sachen bei Cotta zu vermitteln. Erhalt' ich darauf einen günſtigen Beſcheid, ſo biſt Du „alter Praktikus" genug, um zu wiſſen, daß nichts über Cotta geht. — Auf der andern Seite bin ich ein ſo gründlicher Pechvogel, daß ich, nach der Wahrſcheinlichkeitsberechnung, von Schwab gar keine oder eine abweiſende Antwort zu gewärtigen habe. In dieſem Fall möcht' ich mir den „alten Deſſauer" nicht haben aus der Naſe gehen laſſen. In Erwägung alles deſſen,

---

[1]) Fontane lebte als freier Schriftſteller in Berlin. Vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig", 5. Aufl., S. 460 ff.

[2]) Wolffohn, der zu dem Deſſauer Verleger Moritz Katz in geſchäftlichen Beziehungen ſtand, hatte dieſen zu bewegen geſucht, Fontanes Erſtlingsbuch „Von der ſchönen Roſamunde" in Verlag zu übernehmen.

[3]) Guſtav Schwab hatte in früheren Jahren den poetiſchen Teil des Cotta'ſchen Morgenblattes redigiert.

und mit Bezugnahme auf den salomonischen Spruch: „Ein Sperling in der Pfanne ist besser wie zehn auf dem Dach", ersuch ich Dich, die Herausgabe der in bezug auf Druck und Presse noch ganz jungfräulichen „schönen Rosamunde" tapfer zu betreiben, wenn Du mir ein anständiges Honorar dafür verschaffen kannst.

Ich bin in der trübseligen Lage, diese Bedingung, sogar unterstrichen, stellen zu müssen, da ich bereits auf dem Punkt angelangt bin, daß ich mir aus dem Spruche: „Seht die Lilien auf dem Felde an — und ihr himmlischer Vater kleidet sie doch", einzig und allein noch Trost schöpfen kann. Es deutet obiges Bibelzitat nicht etwa bloß auf ein kleines Zerwürfnis mit meinem Schneider hin, der mir die fernere Bekleidung verweigert, — an solche Bagatellen ist man gewöhnt; nein, nein: „des Menschen Sohn hat nichts mehr, darauf er sein Haupt lege." Es ist alles alle geworden.

Ich bin nämlich seit dem 1. Oktober nicht mehr in Bethanien[1]), und lebe seit der Zeit, als bummelnder Freiherr, Louisenstraße 12, 3 Treppen. Die geringe Barschaft ist aufgezehrt, der Kredit erschöpft, und ich bin entschlossen, am 1. Dezember wieder unter die Handarbeiter zu gehen. Ich weiß noch nicht, ob als Apotheker oder als Kutschenschlagaufmacher (allen Ernstes!) bei der Eisenbahn.

Die Herausgabe meiner Sachen bei Cotta, oder aber, gegen Honorar, der Rosamunden-Abdruck in Dessau, würde mich meinen gefaßten Plan vorläufig wieder aufgeben lassen, woraus Du vielleicht einen neuen Antrieb schöpfst, auf einige Achtgroschenstücke zu bestehen.

Ist der Dessauer, trotz seiner freien Verfassung und der anderthalbjährigen Segnungen des Ministeriums Habicht, in der Kultur dennoch so weit zurück, nichts zahlen zu

[1]) Das Krankenhaus in Berlin, in dem Fontane 1848/49 die pharmazeutische Ausbildung von Pflegerinnen geleitet hatte. Vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig", 5. Aufl., S. 440 ff.

wollen, so laß ihn abfallen und sag ihm in meinem Namen: „er möchte dann sehn, wie er fertig wird."

Jedenfalls erwart' ich, von Dresden aus, einige Zeilen hierauf; so wie denn, wenn überhaupt aus der Geschichte noch was würde, eine nachträgliche Durchsicht des Gedichts von meiner Seite unerläßlich, eine kleine Widmung aber mindestens passend wäre.

Dir wünsch ich in Dresden gute Tage und gute Geschäfte. Müller (der Londoner) war gestern bei mir; ich habe mich sehr darüber gefreut.

Lebe wohl, unter allen Umständen meinen Dank, Dein

Th. Fontane.

Trotz der verdrehten Abfassung des Briefes ist es mir doch mit allem darin durchaus Ernst; doppelt und dreifach aber mit der verdeubelten Geldgeschichte.

Meine Braut ist schon seit Wochen in Schlesien[1]); es geht ihr gut! Wenn — was freilich unwahrscheinlich ist — mein freier Aufenthalt hier in Berlin sich über den 1. Dezember ausdehnt, so wohnst Du später natürlich bei mir.

Dein Th. F.

10. Wolffohn an Fontane (Berlin).

Dresden, 13. November 1849.

Mein theurer Freund.

Du weißt zu gut, wie sehr ich Dich liebe, als daß ich Dir zu sagen brauchte, welchen Eindruck Dein Brief auf mich gemacht. Ich habe gleich Schritte gethan, Dich aus dieser fatalen Lage herauszureißen, Dir wenigstens die Mittel dazu an die Hand zu geben. Ich bitte Dich, fasse nur nicht

[1]) Bei Verwandten. Vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig", 5. Aufl., S. 362 f.

gleich verzweifelte Entschlüsse, und gieb Deinen Plan nicht blos vorläufig, sondern ein für alle Mal auf.

Die „Dresdner Zeitung", ein demokratisches Blatt, braucht einen Korrespondenten in Berlin. Du sollst „hochwillkommen" sein. Du wirst jedem Andern vorgezogen. Das Honorar ist bei der Dr. Z. freilich ein sehr geringes (12 Thaler für den Bogen) — es kann aber gelegentlich erhöht werden, und Du brauchst Dir's ja auch gar nicht sauer zu machen; Du schreibst frischweg. Auch den Ton, den dieses radikale Blatt zuweilen anstimmt, und der Dir gewiß so wenig zusagen wird wie mir, brauchst Du keineswegs anzunehmen; schreibe wie die Leute in der Nationalzeitung, wo die Demokratie sich auch entschieden aber anständig äußert. Für Aufsätze nichtpolitischen Inhaltes aus Deiner Feder finde ich anderweitig Platz, und keine Zeile sollst Du umsonst schreiben. Ich werde Dich mit Brockhaus[1]) und Wiegand[1]) (mit dem ich jetzt auf dem besten Fuße stehe) in Verbindung bringen, und das sehr bald. Die Dresdner Z. schlage ich nur einstweilen vor, weil Du da gleich anfangen kannst, und sich außerdem dabei manche augenblickliche Vortheile bieten, wie z. B. im Nothfall Vorschüsse, schleunige Honorarzahlungen u. dgl., was ich alles hier leichter für Dich veranlassen kann.

Schicke also, wenn Du meinen Vorschlag genehmigst, Deine Artikel ohne Weiteres an die „Redaktion der Dresdner Zeitung". Ich habe bereits alles eingeleitet, so daß Du kein Wort weiter zu verlieren brauchst. Jetzt zu der „schönen Rosamunde". Seit dieses Gedicht in meinen Händen ist, habe ich viele Leute dafür zu interessieren gewußt, und jeden Augenblick war ich darauf bedacht, es unter den günstigsten Umständen ans Licht zu fördern. Du wirst mir daher glauben, daß ich mich nicht übereilt, und daß das, was ich endlich that, das Einzige war, das Beste, was sich thun ließ.

---

[1]) Die bekannten Verleger in Leipzig.

Du mußt wiſſen, daß Gedichte jetzt von keinem Buchhändler verlegt werden, wenn nicht der Name des Dichters ein ſehr berühmter iſt; und auch in dem Falle machen ſie jetzt keine guten Geſchäfte. Das wiſſen ſie, und haben deshalb eine ordentliche Scheu vor Verſen. Ich kann Dir verſichern, daß bereits honorierte Gedichtſammlungen ſeit anderhalb Jahren im Mpt. bei reichen Buchhändlern liegen, die ſich noch immer nicht entſchließen können, die Druckkoſten daran zu wenden. Otto Wiegand war nur mit außerordentlicher Mühe zu bewegen, für ein größeres Gedicht von brennend politiſchem Inhalt, das in den weiteſten Kreiſen Theilnahme zu erwarten hatte, ein Honorar von 20 Thalern zu zahlen. Sonach blieb mir für Deine „Roſamunde“ nicht einmal die Ausſicht, daß ein Buchhändler ſie „honorarfrei“ annehme.

Endlich ließ ſich der junge (nicht der „alte“) Deſſauer, der Buchhändler M. Katz, der auf mein Urtheil ſehr viel giebt, von mir nicht nur zum Verlag des Gedichtes beſtimmen, ſondern er entſchloß ſich zu einer koſtſpieligen Ausſtattung (ſie ſoll, wie geſagt, eine wahrhaft prachtvolle werden) und zu — drei Louisd'or Honorar für die erſte Auflage. Für die zweite kannſt Du hundert oder ſo viel Du willſt verlangen; entweder er zahlt oder er verliert das fernere Eigenthumsrecht, und Du kannſt dann über Dein Gedicht nach Gutdünken verfügen. Das habe ich kontraktlich feſtgeſtellt. Nun iſt es wahr — drei Louisd'or ſind ein Lumpenhonorar, aber doch beſſer als nichts, und ein andrer Verleger hätte ſich im günſtigſten Falle nur dann finden laſſen, wenn auf alles Honorar Verzicht geleiſtet wurde. Und gedruckt mußte das Gedicht doch einmal werden: es mußte endlich ins Leben. Da ſchloß ich denn mit Herrn Katz die Sache förmlich ab: Dich ſetzte ich davon nicht in Kenntnis, weil ich zu feſt überzeugt war, daß ich ganz in Deinem Intereſſe handelte und mich um die Freude der Überraſchung nicht bringen wollte. Ich malte mir's zu hübſch aus, wie ich gegen Weihnachten

zu Dir käme, Dir mit feierlicher Miene ein prächtig Büchlein überreichte u. ſ. w. u. ſ. w. Herr Katz ging darauf ein (Du ſiehſt, daß er kein ſtrenger Geſchäftsmenſch iſt; ſonſt hätte er unbedingt eine Vollmacht von Dir verlangt), das Mſp. kam in eine Dresdner Druckerei, das Papier iſt ſchon gekauft, ſogar die buchhändleriſche Ankündigung iſt ſchon gedruckt; nur der Zufall, daß ein Leipziger Buchhändler Herrn Katz ſagte, er glaube ein Gedicht „von der ſchönen Roſamunde“ ſchon irgendwo geleſen zu haben, veranlaßte zu der nachträglichen Anfrage bei Dir. Nun weiß Herr Katz einmal, daß Dein Gedicht noch nicht gedruckt iſt, und trittſt Du jetzt aus Honorarrückſichten zurück, ſo bringſt Du mich in ernſte Verlegenheit, ja, bereiteſt mir große Unannehmlichkeiten, während Dir damit nicht im Entfernteſten geholfen iſt. Daß Du zu wenig Honorar bekommſt, das bedachte ich noch ehe ich von Deiner gegenwärtigen Lage nur eine Ahnung hatte, und faßte deshalb den Entſchluß, Dich in andrer und zwar folgender Weiſe ſchadlos zu halten. Ich veranſtalte hier eine literariſche Soirée, wobei u. A. nach einigen von mir vorangeſchickten Worten Emil Devrient (mit dem ich bekannt bin, und der aus mancherlei Gründen mir das zu Liebe thut) Dein Gedicht vortragen ſoll. Den Geſamtertrag dieſer Soirée, nach Abzug der Koſten, ſtelle ich Dir zu.

Ich rechne beſtimmt darauf, daß Du mir diesmal nachgiebſt. Schicke alſo ungeſäumt einige Zeilen an „Herrn Moritz Katz in Leipzig, pr. Adr. des Herrn Buchhändlers Heinrich Matthes“, worin Du ihm erklärſt, daß Du mit meinen Bedingungen einverſtanden und mich ermächtigt hätteſt, die Sache für Dich abzumachen. Am ſelben Tage, an welchem Herr Katz Deinen Brief erhält, wird er Dir drei Louisd'or nach Berlin ſchicken. Gieb ihm deshalb Deine Adreſſe an, und mich benachrichtige gleichzeitig, daß Du ihm geſchrieben.

Du ſprichſt von einer nachträglichen Durchſicht des Gedichtes. Änderungen im Text, kannſt Du wohl nicht meinen,

da Du in dem Falle nur das revidierte Mpt. herzusenden hätteſt (eine Abſchrift beſitzeſt Du doch ohne Zweifel!). Was aber den Druck betrifft, ſo ſei ganz außer Sorge; die Correctur geht durch meine Hand, und ich ſtehe für vollkommene Correctheit. Gleich nach dem Erſcheinen des Gedichtes bringe ich einen Aufſatz darüber in der Augsb. A. Z.

Armer Freund! Hätte ich nur irgend geahnt, daß es Dir ſo geht, ich hätte auch meine kleine Schuld längſt getilgt. Du wirſt mich nicht verkannt und Dir jedenfalls gedacht haben, ohne daß ich mich gegen Dich ausſprach, wie unſäglich, wie unendlich ſchwer ich zu tragen hatte. Ich glaubte Dich leichter, und darum wartete ich auf einen Augenblick, wo ich etwas freier aufathmen könnte. Nun iſt's freilich anders, und von dem erſten Geld, das ich dieſer Tage einnehme, mache ich's ab.

Ich muß bald, recht bald zu Dir. Halte Alles bereit, was die Liebe Heilendes und Wohlthuendes hat, damit ich bei Dir Erleichterung und Erquickung finde.

Leb' wohl, Theodor!

Dein W. Wolffohn.

Schreib mir hierher poste restante.

Grüße Max Müller und Alle, die Du lieb haſt.

Du thuſt mir einen großen Gefallen, wenn Du inliegenden Brief an Frau von Melgunoff ihr zuſtellſt, womöglich ſelbſt übergiebſt. Sie iſt erſt ſeit ein paar Tagen in Berlin; ich weiß nicht, wo ſie wohnt, Du erfährſt es aber von einem Herrn Aſſeſſor Riem, Sparwaldsbrücke No. 1.

11. Fontane an Wolffohn (Dresden).

Berlin, den 15. September 49.
Louiſenſtraße 12, 3 Treppen.

Mein lieber Wolffohn.

Dein Brief hat mich recht erquickt. Ich habe ſtets gewußt, daß Du's gut mit mir meinſt, aber mich ſo mit Anerbietungen,

WILHELM WOLFSOHN

Dresden, am 6. Mai 1842

Nach einer Bleistiftzeichnung von V. Meyer

Aussichten und Empfehlungen zu beregnen, ist fast zu viel. Übrigens scheinst Du Dir ein falsches Bild von meiner Lage zu machen; ich habe keine Zukunft; — sichergestellt auch nicht einmal eine allernächste, aber den bitteren Kelch der Entbehrung (es drängt sich mir eben auf, daß dieses alte abgedroschene Bild von einem pauvren Menschen nicht gebraucht werden darf: wer Entbehrungen trinkt, hat seine Kelche längst versetzt; Entbehrungen schlürft man am Brunnen aus der Hand, oder aus einem abgeschabten Filzhut) hab ich noch nicht gekostet. Namentlich würden die Dir vor Zeiten gepumpten Achtgroschenstücke den Kohl nicht fett gemacht haben. Beruhige Dich also.

Nun zu den Einzelheiten Deines Briefes, den ich mich mühen will, möglichst präcis zu beantworten.

1) Den Posten bei der Dresdner Zeitung nehm ich an. Das Machen in Politik ist zwar eigentlich nicht mein Fall, und die Summe die's abwirft ist gering, indeß es ist doch was. Topp, es sei. Einliegend mein erster Artikel, den ich Dich erstens sofort abzugeben, dann zweitens mir gegenüber, in Deinem nächsten Briefe mit 3 Worten zu kritisieren bitte. Ich habe absichtlich so ganz leichthin geschrieben, eine Zeitung wird ja auch leichthin gelesen. Dann frage, ob ich nicht statt meines Namens ein Zeichen oder einen Buchstaben drunter oder drüber setzen kann, es kann ja dann gleichzeitig die Ziffer sein, unter der die Artikel in der Zeitung selbst erscheinen. — Ich bitte dich sehr, auf dies Alles einzugehen, und mir auch zu schreiben, ob ich — wenn ich nach vier Wochen mal Geld fordre — mit Bestimmtheit auf schnelle Einsendung rechnen darf. Ich bin übrigens der Meinung, daß ich mitunter, wenn die Sache selber mich erwärmt, einen guten Artikel schreiben werde, der sein Geld verdient. — Lies also den heutigen, siegle dann zu, und gieb ihn zur Post, oder besser, wenn du die Leute kennst, überbringe diesen ersten.

2) Zur Melgunoff, die mich gestern durch Riem auffordern

ließ, doch wieder bei ihr zu erſcheinen, geh ich noch heut Mittag und gebe alſo Deinen Brief in Perſon ab.

3) Sollte Deine Soirée durch E. Devrients Vortrag der Roſamunde was Reelles abwerfen, ſo verfahre dabei nicht zu nobel, und vergeſſe Deine Angelegenheiten nicht über die meinigen. Dennoch geſteh ich Dir gern, daß eine kleine Summe (eine große auch) mir ſehr erwünſcht kommen würde. Ich habe viele Schulden und wenn alles glückt, gar noch eine kleine Reiſe vor[1]).

4) Was den Druck der Roſamunde angeht, ſo unterſchreib' ich Zeile für Zeile was Du darüber geſagt haſt. „3 Louisd'or iſt ein Quark, aber die Buchhändler graulen ſich einmal vor Verſen und dann iſt es doch beſſer wie gar nichts"; alles vollkommen richtig. Die Hauptſache aber bleibt die, daß er mir eine zweite Auflage entweder anſtändig bezahlt, oder die freie Verfügung über mein Gedicht einbüßt. Dies iſt das, was mich ſo recht befriedigt, und mich erſt zur Freude über eine Überraſchung veranlaßt, die mir im erſten Augenblick einem Schreck täuſchend ähnlich ſah. Die Correctur willſt Du alſo beſorgen, ich beſchwöre Dich, ſei ſo gewiſſenhaft wie's Deine Liebe zu mir und zu dem Gedichte mich erwarten läßt; nichts gräßlicher, wie in einer Sache, die man lieb hat, blühendem Unſinn zu begegnen. Morgen früh werd' ich das Gedicht noch mal durchſehn; ich bin ſelber der Meinung, daß ich blitzwenig zum Ändern finden werde; aber ohne eine Widmung geht es nicht; ich möchte es ſehr ſehr gern meiner Braut dediciren, die übrigens von der ganzen Geſchichte vorher nichts erfahren ſoll. — Gleichzeitig mit dieſen Zeilen an Dich geb' ich einen Brief an Katz auf die Poſt; verdeubelter Name! na, ſchadt nichts. — Die Ankündigung des Gedichts iſt doch wohl faſt zu ſtark im Napoleoniſchen Bulletin-Styl! mehre meiner Freunde hier, auch Dr. Müller, der Dich ſchönſtens grüßt, laſſen Dich im Voraus bitten, es nicht zu gut mit mir zu

[1]) Nach Schleſien zu ſeiner Braut.

meinen, namentlich nicht beim Kritisiren in der Augsburger Allgemeinen. Nimm die Worte nicht übel; na, Du wirst das schon besorgen. — Schreibe mir über Dein Kommen; mein Willkommen soll Dir nicht fehlen.

Der Rosamunden-Druck — und wenn Du auch noch so ungern Briefe schreibst — muß uns in den nächsten Wochen in eine kleine Correspondenz verwickeln; da kann ich Dir schon mal nicht helfen; schreibe mir recht bald über alle Punkte und Fragen, auch namentlich über das Widmungsgedicht an meine Braut. Ich möchte nicht gern schon vorher damit anfangen.

Dein Th. F.

Willst Du mir nicht mal den Contrakt schicken?! oder wenigstens eine Abschrift.

12. Katz an Fontane.

Der von Fontane gewünschte Kontrakt über den Verlag des Gedichtes „Von der schönen Rosamunde", also der erste Verlagsvertrag, den Fontane abschloß, lautete in Form eines Briefs von Seiten des Verlegers:

Geehrter Herr!

Ihr geehrtes Schreiben vom 14. d. M. ist mir erst gestern Abend zugekommen, sonst würde ich es früher beantwortet haben.

Beigeschlossen erhalten Sie

Ct. 17 . — . a/v. pr. Dort

als Honorar für das mir in Verlag gegebene Gedicht „Die schöne Rosamunde". Die beigefügte Quittung wollen Sie gef. unterzeichnen, mit Datum versehen und mir zurücksenden.

Ich wünsche mit Ihnen, daß der buchhändlerische Erfolg Ihres Gedichtes ein recht günstiger sein möge und würde dies mit Sicherheit erwarten, wenn der poetische Werth eines

literarischen Werkes auch immer für den buchhändlerischen maßgebend wäre. Hoffen wir das Beste. Sie können übrigens versichert sein, daß ich sowohl durch geschmackvolle Ausstattung als auch durch öffentliche Ankündigungen für eine recht allgemeine Verbreitung sorgen und mich freuen werde, wenn die Herausgabe einer zweiten Auflage sich nöthig machen sollte, die ich der getroffenen Übereinkunft gemäß nur dann herausgeben darf, wenn ich mich vorher mit Ihnen über die neuen Verlagsbedingungen geeinigt habe.

Ihre Antwort erbitte ich mir wieder hierher (Adresse Herrn Buchhändler Heinrich Matthes in Leipzig) und zwar umgehend, da ich nur noch einige Tage hierbleiben werde.

Sollten Sie noch andere literarische Unternehmungen beabsichtigen und mich von denselben unterrichten wollen, so werde ich gern die Hand dazu bieten, unsere neue Verbindung fortzusetzen und für unser beiderseitiges Interesse lohnend zu machen.

Achtungsvoll und ergebenst
Moritz Katz.

Herrn Th. Fontane, Berlin.

Ist es unbedingt nöthig, daß Sie selbst einen Revisionsbogen vor dem Abdruck erhalten oder genügt es, wenn Herr Dr. Wolffohn die Revision übernimmt? Das Letztere wäre mir, wenn irgend möglich, lieber, weil das schleunige Erscheinen nöthig ist, da sonst auf Absatz zu dem bevorstehenden Weihnachten nicht gerechnet werden kann. —

13. Fontane an Wolffohn (Dresden).

Berlin, d. 24. Nov. 49.

Mein lieber Wolffohn.

Warum läßt Du denn gar nichts von Dir hören? Tagtäglich erwarte ich einen Brief von Dir; Du weißt es am besten — umsonst.

Von der Redaction der Dresdner Zeitung hab' ich einige Zeilen erhalten; ich bin Dir für die Verbindung mit derselben sehr dankbar; es ist doch was.

Du erhältst diese Zeilen durch den Buchdrucker Römpler, dem ich — autorisirt durch Katz — mit diesem Briefe an Dich gleichzeitig eine „Zueignung" schicke, die der Rosamunde vorgedruckt werden soll.

Nimm Dich auch dieser Waise an, und sorge dafür, daß sie äußerlich anständig i. e. ohne Druckfehler in die Welt geschickt wird.

Hier haben jene vier Strophen einem kleinen Kreis gefallen; ich wünsche innig, daß Du sie, der Du in Liebesgedichten competent bist, nicht mißbilligen mögest. Ich denke mir, meine Braut, die von der ganzen Sache keine Ahnung hat, soll sich drüber freuen[1]).

Ich rechne recht bald auf ein paar Zeilen von Dir; schreibe darin auch über Dein Kommen.

Leb wohl! Dein

Th. Fontane.

Ich entsinne mich, daß Dir früher die Schlußzeile

„Der Schmerz um dieses Leben"

mißfiel, oder doch zweideutig erschien. Was meinst Du zu der Verbesserung:

„Der Schmerz um alles Leben."

Ist es eine Verbesserung?![2])

Th. F.

---

[1]) Das Gedicht „Zueignung", das dem Briefe beilag, ist das in den „Gedichten" (Berlin, Karl Reimarus' Verlag 1851) unter dem Titel „An Emilie" aufgenommene; dem Gedicht „Von der schönen Rosamunde" ist eine andere Widmung vorgedruckt.

[2]) Gemeint ist nicht die Schlußzeile des Widmungsgedichtes, sondern die Schlußzeile in „Von der schönen Rosamunde". Gedruckt wurde: „Der Schmerz um alles Leben".

14. Fontane an Wolffohn (Dresden).

Berlin, d. 11ten Decemb. 49.

Mein lieber Wolffohn.

Iſt es nicht als ob ich an einer Dinten-Diarrhöe litte? Schon wieder ein Brief, und heute auf reputirlichem Papier.

Ich habe Dir nach mehreren Seiten hin meine Noth zu klagen.

Eben erhalt ich einen ſehr freundlichen, anerkennenden Brief von der Dresdner Zeitung, der mir troz alledem erklärt, daß mein letzter Artikel „Preußen — ein Militair- oder Polizeiſtaat?“ wegen der durchgehenden altpreußiſchen Geſinnung nicht habe abgedruckt werden können. Ich wundre mich über dieſe Erklärung gar nicht, — ſie iſt ganz in der Ordnung; aber es geht daraus hervor, daß ich für jene Zeitung nicht ſchreiben kann, wenn gerade das, was mich am meiſten erwärmt und erhebt, von ihr verworfen werden muß. Ich bin nun mal Preuße, und freue mich es zu ſein. Wär es denkbar, daß ſich aus Lippe-Schaumburg oder aus Hohenzollern-Hechingen ein großes, einiges Deutſchland bilden könne und wolle, ſo würd' ich preußiſche Regierung und preußiſches Volk verachten, wenn es auch nur einen Augenblick anſtünde, ſich der Hoheit und Herrlichkeit des Geſammt-Vaterlandes zum Opfer zu bringen. Unſeren par force Demokraten zu Gefallen aber mein Vaterland zu ſchmähen und zu verkleinern, blos um nachher eine vollſtändige Schweinewirthſchaft und in dem republikaniſchen Flicken-Lappen, Deutſchland genannt, noch lange nicht ſo viel deutſche Kraft und Tüchtigkeit zu haben wie jetzt in dem alleinigen Preußen, — um dieſe Herrlichkeit zu erzielen, mag und werde ich Preußen nicht in den Dreck treten. — Mein Gehen mit der Dresdner Zeitung kann daher nur ein flüchtiges ſein. Die Gegenwart bietet des Traurigen genug: ich werde Gelegenheit haben, nach wie vor auf die Polizei zu ſchimpfen, und den augen-

blicklichen Kammer-Jammer zu bejammern. Aber die Entrüstung über unpreußische Handelsweise der jetzigen preußischen Machthaber wird nie so weit gehn, daß ich das Kind mit dem Bade ausschütte und wohl gar Land und Volk schmähe, aus Liebe zu dem ich überhaupt nur in Entrüstung gerathen konnte.

Wenn Du Leute jener Zeitung zufällig sehn solltest, wär es mir lieb, Du machtest ihnen Mittheilungen. Nächstens schreib ich übrigens selbst. — Kannst Du erfahren, ob ich bei einem Gesuch um Geld gleich etwas erhalten würde? Ich brauche es zur Reise unerläßlich[1]).

Von Katz noch keine Exemplare. An die Waldeck-Arbeit[2]) hab' ich nicht den Muth mich heran zu machen, weil es Wochen kostet und so unsicher ist. Erst wenn ich von einem Buchhändler oder Redakteur die bestimmteste Zusicherung hätte, würd' ich mit Lust und Liebe arbeiten können. Schreibe mir recht bald darüber. Aber nur Bestimmtes frommt mir. — In Politik würde ich sehr gern weiter machen, aber ich müßte schreiben können wie mir der Schnabel gewachsen ist, drum brauch ich preußische Zeitungen.

Leb wohl, laß hören!

Dein Th. Fontane.

15. Preußen — ein Militär- oder Polizeistaat?

Fontanes am 8. Dezember 1849 geschriebener, von der Dresdner Zeitung wegen seiner durchgehenden altpreußischen Gesinnung abgelehnter Artikel lautete:

Preußen — ein Militär oder Polizeistaat?

In einem hiesigen demokratischen Blatte hieß es jüngst:

[1]) Nach Schlesien zu seiner Braut.

[2]) Waldeck, preußischer Politiker und Landtagsabgeordneter, der im Mai 1849 wegen angeblicher Beteiligung an hochverräterischen Plänen verhaftet worden war.

„Der Polizeiſtaat blüht bereits; und geht das ſo fort, ſo ſteuern wir geradeswegs auf den Militärſtaat los.“

Mir ſcheint in dem vorſtehenden Satze nicht mehr und nicht weniger als eine Begriffsverwirrung zu herrſchen. Er legt die Anſchauung zu Grunde, daß der Militärſtaat in Bezug auf Härte, Willkür und Unerträglichkeit für den Betroffenen eine Steigerung der Polizei-Wirtſchaft ſei; eine Annahme, die wir auf das Entſchiedenſte beſtreiten müſſen.

Dadurch, daß die Conſtabler-Armee noch um 150000 Mann preußiſcher Truppen vermehrt wird, dadurch daß man unſer, beßrer Dinge werthes Heer zum Polizeidienſt erniedrigt und es, ſozuſagen, zu einem zweiten Aufgebot des ſtehenden Conſtabler-Heeres macht, dadurch kriegt die Polizei-Wirthſchaft, deren Weſenheit eigentlich das Kleinliche iſt, allerdings einen Anſtrich von Großartigkeit, aber hört dennoch keinen Augenblick auf, das zu ſein, was ſie iſt.

Der Militärſtaat iſt freilich auch nicht das Ideal einer Staatsform, ebenſo wenig wie Krieg jemals als Zweck der menſchlichen Geſellſchaft betrachtet werden kann, aber im Hinblick auf die jämmerlichen Quälereien, die der Augenblick bietet, ſei es uns vergönnt, dem Militärſtaat ein Loblied zu ſingen und unter allen Umſtänden ihn gegen die Anſchauung zu ſchützen, als ſei er der zu erwartende Höhepunkt unſeres gegenwärtigen Jammers. Der alte Fritz und die Ziethen und Seidlitze müßten ſich im Grabe umdrehen, wenn mit ihnen und ihrer Zeit in Wahrheit ſo Spott getrieben werden ſollte.

Der Militärſtaat iſt ein Kind des Krieges; in Zeiten des Kampfes iſt er die natürlichſte Form des Staats. Was wurde aus England, als Cromwells Independenten-Regimenter bei Dunbar und Worceſter die Feinde nieder geworfen hatten? was wurde aus Frankreich, als der Sieger von Marengo wieder in ſeine Hauptſtadt zog? Parlament und Directorium ſchrumpften zu bloßen Schatten zuſammen; der Militärſtaat

MAX MÜLLER

Leipzig 1843

war da. Denn Geld ist immer Herr über die Herzen. Eine einzige gewonnene Schlacht wirkt mehr als eine alexandrinische Bibliothek voll Parlamentsreden. — Wir nannten den Militärstaat in Zeiten des Kampfes die natürlichste Form des Staats; wir führten Beispiele aus der neueren Geschichte an, um darzutun, wie die freie Selbstbestimmung des Volkes dem Kriegsruhm eines Einzelnen jedesmal als Opfer fällt, und wollten dadurch die unter Umständen statthabende Berechtigung dieser Staatsform bewiesen haben. Was sich im Leben der Völker ungezwungen giebt, und unter gleichen Bedingungen ewig gleich sich wiederholt, das hat ein Recht zu sein.

Der Militärstaat im Kriege führt nicht diesen Namen. Je mehr er solche Benennung rechtfertigen würde, je weniger wird ihm dieselbe gegeben; und wenn die Knaben aus der Schule in's Feld ziehen, wenn Wittwen ihren ersparten Groschen zur Kriegskasse tragen, wenn es keinen Bauer und keinen Bürger mehr giebt, wenn alles zur Waffe greift, und das ganze Volk wie ein Soldat dasteht, dann spricht man von begeisterter nationaler Erhebung, von Kampf und Tod für's Vaterland, aber das Wort Militärstaat kommt über Keines Lippe.

Dies Wort hat eine Nebenbedeutung, und bezeichnet den Staat, der Krieg spielt in Friedenszeiten, bezeichnet den Staat der stehenden Heere, des bewaffneten Friedens.

Wir haben den englischen und französischen Militärstaat unter Cromwell und Napoleon naturwüchsig genannt und sein Bestehen gerechtfertigt; wir sind weiter gegangen und haben den preußischen Militärstaat des Jahres 13, der freilich solchen Namens entbehrte, in kurzen Worten aufrichtig gefeiert; werfen wir jetzt einen Blick auf das Kriegsspiel in Friedenszeiten, auf den eigentlichen Militärstaat.

Er ist nicht zu preisen, aber er ist hundertfach zu entschuldigen. Wohl klagen Bürger und Bauer über die Un-

ſummen, die das ſtehende Heer verſchlingt, wohl werden die Köpfe geſchüttelt über die Fülle von Arbeitskraft, die dem Ackerbau und dem Gewerbe wie's heißt, um nichts und wieder nichts entzogen wird. Wohl wird Mißſtimmung laut über den Vorrang, über die Auszeichnung, die Tag für Tag dem erſten Stande im Staate dargebracht wird — aber das Alles hat in der öffentlichen Meinung ſein gutes Gegengewicht; das Volk zweifelt, aber es verzweifelt nicht. Blicken wir ſpeziell auf Preußen und zwar auf die Jahre ſowohl unmittelbar nach dem ſiebenjährigen als auch nach dem ſogenannten Befreiungskriege, ſo haben wir es nunmehr leicht, Parallelen zu ziehen zwiſchen dem Militärſtaat der Vergangenheit und dem Polizeiſtaat der Gegenwart.

Wie ſtand es in den Siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hier zu Lande? Ja! da blühte der Militärſtaat. Fehlte es an Geld, Kirchen zu bauen, ſo war es für Kaſernen doch zweifellos vorhanden. Fehlte es an Menſchen, den Acker zu beſtellen, ſo durfte die Rekrutirung doch nie darunter leiden. Preußen war Preußen durch ſeine Armee, nicht durch ſeinen Wohlſtand und Ackerbau.

Es war die Zeit, wo der große König die Rangordnung in ſeinen Landen dahin feſtſtellte: „der älteſte Geheime-Rath hinter dem jüngſten Fähnrich.“

Es war die Zeit, wo der ſonſt ſo aufgeklärte Fürſt einem ſeiner Officiere, der eine Förſtertochter heirathen wollte, folgendermaßen ſchrieb: „Ich begreife nicht, wie ein preußiſcher Kavallerie-Officier ſich ſo wegwerfen mag, daß er die Tochter eines Haidereiters zu ehelichen gedenkt. Wenn Er heirathet — iſt er kaſſirt.“

Es war die Zeit, wo der berühmte Seidlitz ſammt ſeinem Officiercorps auf dem Markte zu Görlitz Kunſtſtückchen im Piſtolenſchießen machte, ſo daß die Bewohner des Platzes kaum ihres Lebens ſicher waren.

Es war die Zeit militäriſchen Dünkels und militäriſcher Übergriffe.

Und doch war das Volk glücklich; doch hing es in Liebe und Begeiſterung an ſeinen großen Männern — warum?! Es drängen ſich uns zwei Gründe dafür auf. Einmal: die Größe darf ſich etwas erlauben! Derſelbe Seidlitz, der auf dem Markte zu Görlitz ſeinen humoriſtiſchen Unfug trieb, hatte ein Dutzend Jahre zuvor Sieg auf Sieg erfochten; er war es, der die Marken von dem ruſſiſchen Geſindel befreite, als er bei Zorndorf ihre Vierecke niederhieb.

Vor allem aber, und das iſt der wahre Schlüſſel zum Verſtändnis — der Militärſtaat jener Zeit ſchloß den Rechtsſtaat nicht aus. Das Volk vergaß gern über dem Ruhm der ganzen Armee die Übergriffe des Einzelnen, es betrachtete ohne Bitterkeit und Eiferſucht die bevorzugte Stellung des Soldaten, denn es hatte die Gewißheit davon, daß alle dieſe Bevorzugung die Handhabung des Rechtes nicht aufhob. Wo ein Kläger war, war auch ein Richter.

Die Mühle bei Sansſouci, und das vertrauensvolle: „da müßte das Kammergericht nicht ſein“ wird ewig als ein leuchtendes Beiſpiel daſtehen, daß der altpreußiſche Militärſtaat nie aufhörte, ein Rechtsſtaat zu ſein, ſo wie hundert andere Vorkommniſſe jener Zeit den ſchlagenden Beweis führen, daß die Sonderſtellung von Adel und Armee der Perſon des Königs gegenüber dieſen niemals beſtimmte, auch ein beſonderes Recht ſeinen Bevorzugten gegenüber gelten zu laſſen.

Blicken wir nun auf das jetzige Preußen! da giebt es auch eine Sonderſtellung, da giebt es auch Dünkel und Übergriffe; aber es ſind nicht die luſtigen Streiche großer Männer, die ſich wohl gar eine halbe Zuſtimmung zu erobern wiſſen, es ſind die nackten durch nichts entſchuldigten Unverſchämtheiten einer ebenſo ruhm- wie rückſichtsloſen Polizei.

Und was das Schlimmſte iſt, dieſe Polizei ſteht über dem

Geſetz! Kein Ruhm, keine Bevorzugung hätte vor Zeiten irgend welchen Rechtsverletzer gegen die Hand des Geſetzes geſchützt. Die Geſetze unſrer Tage dringen überall hin; nur vor dem Nymbus der Polizei ſchrecken ſie zurück. Jeder Tag bringt neue Übergriffe, neue Rechtsverhöhnungen dieſer heilig geſprochenen, unantaſtbaren Kaſte, und vergeblich bettelt das Volk bei den vorgeſetzten Behörden dieſer Staatsrettenden Grobiane um ein Fünkchen Recht.

Daß wir es ſagen müſſen: dies Recht- und Genugthuung-Fordern ſeitens der Demokratie iſt zur Lächerlichkeit geworden. Die Handlanger der Polizei handeln in höchſten Aufträgen; wie mögen Übergriffe da gerügt werden, wo ſie, vielleicht wohl überlegt, angeordnet wurden.

Man will die Volksparthei aufs Äußerſte bringen, man will den Kampf und — wir zweifeln nicht — man wird ihn haben. Wer mag den Ausgang beſtimmen! Wie er ſich aber auch geſtalten möge, wir wenden uns, in altpreußiſchem Stolz, mit Schmerz und Scham von einer Regierungsform ab, die unſre Armee zu Polizeiknechten degradirend, an die Stelle eines militäriſch organiſirten Rechtſtaates das Schreckensregiment polizeilicher Willkür geſetzt hat.

16. Fontane an Wolffohn (Dresden).

(Berlin, ohne Datum.)

Mein lieber Wolffohn.

Es iſt mir geradezu unmöglich am Dienstag bei Dir zu ſein. Bedenke, daß ich von Dresden aus gleich nach Liegnitz will, und daß ſomit eine Unmaſſe von Dingen vorher noch zu erledigen iſt.

Katz trägt die Schuld. Hätt' ich ſchon Exemplare in der Hand, und könnte die Verſchickung morgen ſtattfinden laſſen, ſo ginge es allenfalls.

Aber auch die Feldherrnlieder, die ich eben corrigirt habe, halten mich hier feſt. Ich muß ihr Erſcheinen abwarten: einmal weil ich Dir Exemplare mitbringen will, vor allem aber, weil ich vor öffentlichem Verkauf des Dinges dem Grafen Schwerin meine Huldigung auf die Hühneraugen legen möchte.

Ich beſchwöre Dich, Katzen zu veranlaſſen, daß er mir die gewünſchte Zahl von Exemplaren, warm wie ſie aus dem Ofen kommen (allenfalls durch einen beſondern Orden an den Papp- und Kleiſter-Künſtler) ſofort zugehen läßt, damit ich ſie ſpäteſtens Mittwoch Mittag habe; bitte, betreibe das; du kriegſt mich ſonſt vor dem Feſt gar nicht mehr zu ſehen (ich ſchreibe wie eine drohende Kokette an ihren Liebhaber!) da ich ſpäteſtens am 23. in Liegnitz ſein will.

Hab' ich die Sachen am Mittwoch, ſo darfſt Du mich am 20. erwarten; der 21. iſt aber faſt ſichrer.

Ich frankire dieſen Brief nicht, weil ich nicht Gelegenheit habe, ihn zur Poſt zu geben. Revanchire Dich ſo bald Du ſchreibſt. Auf Wiederſehen! Iſt Dir, da ich nur $1^1/_2$ Tage bleiben kann, mein Kommen nach Neujahr lieber, ſo laß es mich umgehend wiſſen, ich beſuche Dich dann auf der Rückreiſe. Spare aber die expreſſen Boten; ſie koſten jedesmal $2^1/_2$ Sgr.; der Vortheil iſt eine halbe Stunde.

Dein Th. Fontane.

1850

17. Fontane an Wolffohn (Dresden).

Letſchin, Mittwoch d. 9. Januar 50.

Mein lieber Dr. C. W. Wolffohn.

Du biſt wohl ſchon an mir verzweifelt? Rufe Dir indeſſen in's Gedächtnis zurück, daß ich nach vierteljähriger Trennung in die Arme meiner Braut eilte, denke ferner daran, daß es ſchon in Dresden mit meinen Kaſſenbeſtänden ſchlecht ausſah, ſo wird Dir mein langes Schweigen erklärlich ſein. Ich ſchrieb nicht, weil ich einmal keine Zeit und zweitens kein Geld hatte.

Hier in Letſchin hab' ich die Cavernen meines ſchwindſüchtigen Porte-Monnaie's halbwege wieder geheilt und die erſte That des Reconvalescenten iſt die Übermachung von 5 Thalern, die Du die Güte haben magſt, Guſtav Adolph II., genannt Kindermann [1]) mit meinem Dank und den üblichen Redensarten einzuhändigen.

Das Bild bitte ich Dich mir erſt nach Berlin zu ſchicken; nur wenn es dort ähnlich gefunden wird, will ich es meiner Braut zuſtellen.

Nun einige Worte über die Roſamunde. Eine Waare, die nicht feilgeboten wird, findet keinen Käufer; wenn Katz über das Dresdner Tageblatt oder — wohl gar über die Dresdner Zeitung mit ſeinen Ankündigungen nicht hinausgehen will, ſo verſprech ich ihm ſchwache Erfolge. Einige Annoncen in den

[1]) Maler Kindermann, der Fontane ſowohl wie Wolffohn gemalt hat.

Berliner Zeitungen sind unerläßlich, nur will ich ihm allenfalls zugestehen, daß es — da das Fest mal vorbei ist — nun gerathen sein möge, die Kritiken vorher abzuwarten. Für solche werd' ich rechtschaffen sorgen, sobald ich wieder in Berlin bin. Dich bitt' ich hiermit, Deine kritische Feder baldmöglichst hervorzusuchen und der Augsburger Allgemeinen Deinen Trompetenstoß zugehen zu lassen. Wenn Du diese Zeilen beantwortest, so schreibe mir ja, ob in irgend welchen sächsischen Blättern eine Besprechung bereits erfolgt ist; vergiß auch nicht, über das Sein oder Nichtsein der vielbesprochenen Soirée[1]) mich zu unterrichten. Der Dresdner Zeitung werd' ich in den nächsten Tagen wieder eine Artikel-Reihenfolge zustellen; ich setze voraus, daß die Redaction damit einverstanden ist.

Von der Rosamunde brauche ich noch viele Exemplare. Kannst Du vielleicht bei Katz anfragen, ob ich gegen gleich baare Zahlung die Büchelchen unter denselben Bedingungen wie die Buchhändler erhalten würde?

Von G. Schwab[2]) hab' ich (nach Liegnitz aus Berlin mir nachgeschickt) einen sehr liebenswürdigen Brief erhalten. Cotta ist seit Oktober in Wien und noch nicht nach Stuttgart zurückgekehrt. Wenn diese Rückkehr erfolgt, ist mir seine (Schwab's) Empfehlung gewiß. Ich knüpfe hieran die Möglichkeit einer Herausgabe meiner „Lieder und Balladen" bei Cotta.

Wie steht's mit Deinem Kommen nach Berlin? Schreibe mir darüber; Du ziehst dann in meine Nähe, es kann ganz gemüthlich und fruchtbringend werden. Nur müssen wir uns vorher das Wort geben, nach Kräften arbeiten und das Bummeln beschränken zu wollen.

Die Schlußzeilen werd' ich in Berlin schreiben; ich hoffe da noch allerhand zu erfahren.

[1]) Vgl. Brief 10 u. 11.
[2]) Vgl. Brief 9.

Sonnabend. Berlin.

Seit gestern Abend bin ich wieder hier. In meiner Abwesenheit ist von Seiten der literarischer Freunde mannigfache Nachfrage nach mir gewesen; im Ganzen aber ist weniger geschehen, als ich erwartete.

Das Feuilleton der National-Zeitung hat vorgestern die Rosamunde besprochen, hat mich und das Gedicht gelobt, aber solche Kritik ist wie wenn Einer ausspuckt. Eine derartige Rezension hat kaum den Werth einer simplen Anzeige, die gemeinhin größer und mit Fettschrift gedruckt wird.

Von ungefähr hab' ich erfahren, daß in der Illustriertensowie in der Moden-Zeitung wenigstens Annoncen aufgetaucht sind; dann werden auch die Besprechungen nicht lange ausbleiben; liest Du was Gescheites, so bitt' ich Dich nochmals: schick es mir.

Bei meiner Braut hab' ich sehr schöne Tage verlebt; ich bin um eine liebe Rückerinnerung reicher. Sie dankt Dir für Dein freundliches Geschenk aufs herzlichste und wird Dir sehr bald einige Zeilen durch mich zustellen, worin sie das ausspricht. Empfiehl mich der Frau von Tettau[1]), dem Professor Peters[1]), auch, wenn Du's passend findest, Emil Devrient. M. Katz grüße freundlichst; sag' ihm, die Rosamunde ginge gut; mehrere Buchhändler (Schneider, Schröder, u. s. w.) hätten gleich anfangs ihre Exemplare verkauft.

Dein Theodor.

18. Emilie Kummer an Wolffsohn.

Wie die diesem Briefwechsel beigefügten Bilder zur Illustration der Jugendtage der beiden Freunde beitragen, so ist auch der nachfolgende, an Wolffsohn gerichtete Brief von

[1]) Freunde Wolffsohn's, Peters, Lyriker, Professor auf St. Afra in Meißen.

Wilhelm Wolfsohn

1850

Nach einem Porträt von Kindermann in Dresden

UNIV. OF
CALIFORNIA

Emilie Kummer, Fontanes Braut und ſpäterer Gattin ein ſchönes Dokument aus jener Zeit:

Letſchin. d. 14. 4. 50.

Lieber Wolffohn.

Dieſe Zeilen ſollten ſchon vor einem Vierteljahr in Ihren Händen ſein, und mögen Sie mich für recht undankbar halten; aber mich beherrſcht oft Unluſt und Unvermögen zum Schreiben, daß mir kaum ein Brief an meinen Theo gelingt. Sie ſehen, lieber Freund, ich bin aufrichtig. Ich danke Ihrer Güte viel; Ihr ſinniges Geſchenk hat mich erfreut und gerade dies Schauſpiel iſt eins meiner Lieblinge und gewährt mir es Genuß, es ſelbſt zu beſitzen, da ich mich von Zeit zu Zeit daran ergötze; ſolch Kunſtwerk mit einem Male zu leſen und zu faſſen, fehlt mir die geiſtige Kraft, aber nach und nach bekomme ich ein klares Bild und genieße die einzelnen Schönheiten mit Bedacht. Theodors Portrait[1]) und den Druck ſeiner „Roſamunde" habe ich mit Freudenthränen empfangen und innig Ihnen gedankt, der Sie dieſen erſten Schritt in die Öffentlichkeit geleitet haben. Die Tage in Dresden waren Theo ſehr angenehm und haben wir gemeinſchaftlich in der Weihnachtszeit in der Erinnerung ſie durchlebt und Ihrer mit inniger Freundſchaft gedacht. Seit Oſtern bin ich in Letſchin; Theo war einige Tage hier. Leider geht es ihm nicht gut in Berlin, all ſeine Pläne und Hoffnungen ſcheitern und doch ſchreitet er muthig vorwärts und trägt ergebener ſein Schickſal wie ich. Ich, lieber Wolffohn, würde williger und leichter in das Unvermeidliche mich fügen, wenn ich irgend für das Wohl meines über Alles Geliebten etwas leiſten könnte, aber ſo, jahrelang die Hände müßig in den Schoß legend, komme ich mir doch gar zu oft wie ein unnützes Möbel vor, das hemmend ihm im Wege ſteht und doch fühle ich zu meinem

[1]) Von Kindermann, ſiehe Brief 17.

Glück auch wieder, daß ich zu ihm gehöre wie ein Glied zum andren.

Oft wünsch ich mir den Winter Ihrer Anwesenheit in Berlin zurück, wie anders würde ich ihn jetzt benutzen; ich konnte mich damals Ihnen nicht offen zeigen, einmal, glaubte ich, Sie hätten durch Pinchens[1]) Einflüsterungen ein Vorurtheil gegen mich, und ich kannte Sie zu wenig, um daß ich ernstlich gestrebt hätte, es zu vertilgen, dann fühlte ich mich in unseren häuslichen Verhältnissen so gedrückt und unglücklich, daß mich die Prosa des Lebens schlaff machte. Jetzt, lieber Wolfsohn, würde ich mich Ihnen rückhaltlos zeigen, mit meinen Fehlern, denn Sie hätten doch ein Auge für das Gute, und ich den regen Willen Ihrer Meinung Folge zu leisten. Die Eifersucht, die mich durch Frau von Melgunoff[2]) erfüllte, haben Sie getadelt, und da Sie leider jetzt gerechtfertigt ist, so gäbe ich dennoch viel darum, Sie hätten noch in der Bewunderung für diese Frau ein Recht. Es gereicht mir nicht zur Ehre, daß ich den Instinkt hatte, sie wäre nicht das, was sie Euch beiden schien. Diese Eifersucht oder vielmehr ein unbegrenzter Egoismus ist der Fehler in meiner Liebe, was heilt mich davon, ich kann es kaum ertragen, wenn Theo lobend und anerkennend von einer jungen Dame spricht oder wenn er recht glücklich in einer Gesellschaft gewesen ist — ohne mich; sehen Sie, wie kleinlich ich bin. Glück, Seligkeit, Alles will ich, soll er durch mich allein genießen und dabei fühle ich doch, wie ich garnicht das Wesen dazu bin und das macht mich oft unglücklich. Nichtwahr, das wird Kampf kosten, diesen Fehler auszurotten, der wucherndes Unkraut in meiner Liebe ist, aber hoffen Sie mit mir, daß ich mich davon reinige.

Grüßen Sie Ihre Braut[3]); ich möchte sie lebensgern kennen

[1]) Tante Pinchen. Vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig".

[2]) Vgl. Brief 6, Brief 9 und Brief 10.

[3]) Emilie Gey. Vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig". 5. Aufl. S. 100 ff.

lernen, ſie iſt das einzige Weſen, von dem Theo mit wahrer Hochachtung ſpricht, wie gern wollte ich ſie lieben.

Fontane's in Amerika[1]) ſind bis jetzt glücklich und fordern uns zum Nachfolgen auf, ich fürchte nicht, daß es noch dahin kommt.

Leben Sie recht wohl, lieber Freund, und wollen Sie mich wieder einmal erfreuen, ſo benutzen Sie eine Mußeſtunde und ſchreiben

Ihrer
Emilie Kummer.

19. Fontane an Emilie Gey (Leipzig).

Berlin d. 7. 5. 50.

Sehr geehrtes Fräulein!

Verzeihen Sie mir, daß ich mich, um Ihren Bräutigam (deſſen Spur mir verloren gegangen iſt) auszukundſchaften, ohne Weiteres an Sie wende.

Es liegt mir daran, daß der einliegende Brief recht bald in ſeine Hände kömmt; da ich bezweifle, daß er noch immer in Dresden ſteckt, glaub ich durch Überſendung meines Briefes an Sie den ſicherſten Weg einzuſchlagen.

Iſt Wolffohn in Ihrer Leipziger Nähe, ſo grüßen Sie ihn herzlichſt von mir; Ihnen und den Ihrigen empfehl ich mich auf das herzlichſte.

Hochachtungsvoll
Th. Fontane.

Der in den Brief an Emilie Gey eingelegte Brief an Wolffohn war der folgende:

---

[1]) Onkel Auguſt und Tante Pinchen. Vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig". 5. Aufl. S. 390 ff.

20. Fontane an Wolffohn.

Berlin d. 3. Mai 50.
Louiſenſtraße 12. 3 Treppen.

Lieber Wolffohn.

Vor allen Dingen meinen Dank dafür, daß Du, wie mir das aus Deinen Verwendungen hervorgeht, von Zeit zu Zeit noch immer an mich denkſt. — Keil[1]) ſchrieb mir neulich, durch Dich veranlaßt, und bat um Artikel. Ich gedachte anfangs darauf einzugehen; merkte aber an einer Nummer der Reichsbremſe, die mir zufällig zu Händen kam, daß der gute Keil faſt noch röter ſei als ſein Bart. Ich habe drum die Sache ignorirt.

Mit der Dresdner Zeitung iſt's auch vorbei. Aus zwei Gründen: einmal ſteh' ich wirklich auf einem ganz andern Gebiet und mußte mir in vielen Fällen geradezu Zwang anthun; dann aber war mir's auch läſtig, im Lauf des vor'gen Monats dreimal ſchreiben und mein vierteljähriges Honorar erbitten zu müſſen, bevor es endlich eintraf.

Heute nun von etwas andrem. Ich ſoll ſo'n Stück Mitarbeiter am Feuilleton der „Deutſchen Reform" (miniſteriell) werden, und ſuche vorläufig Stoff. Es iſt durchaus nöthig, Vorrath, einen eiſernen Fond zu haben, damit, wenn der Tag mal nichts bietet, man von dem Erſparten bei Seit-Gelegten leben i. e. ſchreiben kann.

Ich bitte Dich dringend, mir dabei mit Deinem guten Rath an die Hand zu gehen, und mir z. B. neu erſchienene Bücher (Du hörſt ja doch mehr davon wie ich) zu nennen, die wohl Anſpruch auf eine ausführlichere Beſprechung hätten. Sehr lieb wär' es mir, wenn Du von Brockhaus ein Exemplar

---

[1]) Der bekannte Verleger. Vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig" 5. Aufl. S. 42, 105.

Deiner Pawlow'schen Novellen[1]) loseisen könntest; ich würde mich bei meiner Vorliebe dafür des Längeren und Breiteren darüber auslassen. Dies sei nur beispielsweise angeführt; Du wirst schon machen. Im Falle Du mir nichts einsenden kannst, wirst Du doch gewiß meine Aufmerksamkeit auf dies und jenes hinzulenken wissen; Du bist ja in den Stücken ein alter Practicus.

Leb' mir wohl, antworte recht bald

Deinem Th. Fontane.

Ich komme nochmal auf das Russische zurück. — Über Lermontoff, Gogol, Shukowsky, auch allenfalls Ogarew möcht' ich wohl kleine Berichte schreiben, die weiter nichts wollen, als unterhalten. Wärst Du hier, so pumpte ich auf dem Wege der Unterhaltung das Nöthige aus Dir heraus, so wünschte ich sehr, Du machtest mir kurze briefliche Mitteilungen oder gäbst mir die Quellen an, aus denen ich schöpfen und mein kümmerliches Wissen aufpäppeln könnte.

21. Fontane an Wolffohn (Leipzig).

Berlin, Donnerstag, d. 10. Oktob. 50.

Mein lieber Wolffohn.

Nur ein Paar Worte. Zunächst: gratulor! Ich wünsche dem Unternehmen und Dir[2]) das beste Gedeihen.

Empfiehl mich vorläufig dem Dr. Prutz und dank' ihm in meinem Namen für seine schmeichelhafte Zuschrift. Ich ge-

[1]) „Rußlands Novellendichter". Übertragen und mit biographisch-kritischen Einleitungen von Dr. Wilhelm Wolffohn. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1848. Zweiter Teil: Nikolaus Pawlow. „Der Maskenball", „Der Namenstag", „Eine Million", „Der Patagan".

[2]) Wolffohn hatte mit Robert Prutz die Zeitschrift „Deutsches Museum" gegründet.

denke — soweit Ihr es gestattet — ein fleißiger Arbeiter in Eurem Weinberge zu werden.

Nun noch eins. Nächsten Mittwoch[1]) hab' ich Hochzeit — Abend vorher ist Polterabend. Laß diese kurze Nachricht auf das „Wann" Deiner Reise hierher influiren und sei überzeugt, daß Du mir ein willkommener Gast sein wirst.

Leb' wohl.

Dein Th. Fontane.

22. Fontane an Wolffohn (Leipzig).

Berlin, d. 19. Novemb. 50.

Mein lieber alter Wolffohn.

Man geht in Politik unter: kannegießern, Zeitungslesen, referiren, correspondiren — „keine Ruh bei Tag und Nacht"; da kam Dein Brief und Deine wiederholte Aufforderung zur Theilnahme am Museum. Das riß mich 'raus; — Du dürftest noch jetzt, im Hinblick auf die Politik von mir singen:

'is ein Jud' (diesmal ein Christ) in's Wasser gefallen,
Hab' ihn hören plumpen,
Hätt' ich'n nicht beim Zopp gekriegt,
Wär' er mir ertrunken.
(Berliner Volkslied; — schöne Gegend!)

Ich fing also an zu schreiben, aber wie in irgend einem alten Märchen irgend einem alten Weibe alle Steine zu Diamanten wurden, wurden mir alle Diamanten zu gemeinem Feld- oder Feuerstein, zu — Politik. Ich habe ganze anderthalb Bogen fortwerfen müssen, wenn die Welt und mein Ruhm dabei auch nicht viel verlieren, so verlier' ich doch praeter propter 4 Thaler Arbeitslohn, was für einen „Tagelöhner mit dem Geiste" und angehenden Familienvater kein Pappenstiel ist.

[1]) Am 16. Oktober 1850. Vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig", 5. Aufl., S. 464 ff.

Ich ſchicke Dir beigehend einiges Gekohle über Theater, Bücher und ähnliche unſchuldige Gegenſtände. Es geht mir bei dieſem Correſpondiren für Dein Blatt ganz eigen. In dieſem Augenblick fühl' ich es, daß mein beifolgender Artikel den Eindruck eines Verſchnittenen machen muß (er iſt wie ſchon geſagt in der That verſchnitten); es iſt unmännlich, ſich in einer Zeit wo man geradezu Politik athmet, des Sprechens und Schreiben's darüber enthalten zu wollen; und doch, umgekehrt, als mein Artikel noch ſein Männlichkeits-Attribut hatte, ſetzte mich dieſer Anhängſel auch in Verlegenheit, wie wenn man mit Damen vor griechiſche Götterbilder tritt. Aber nun ernſthaft: ſcheint Dir nicht ein politiſches Reſumé geradezu nothwendig? Ich bin von der Unerläßlichkeit desſelben ſo durchdrungen, daß ich damit ſchon heute — ohne weitere Anfrage — gekommen wäre, wenn es in dieſem Augenblick überhaupt möglich wäre zu reſumiren. Es iſt gar kein Reſultat, gar kein Abſchluß vorhanden; erſt die nächſten Tage werden etwas der Art bringen. Ich zähle dahin die Kammereröffnung und ſo Gott will — das Abtreten des Miniſteriums. Sie haben nun nachgerade genug „Staat gerettet." Da Du indeß ſeit lange ſchon Briefe von mir erwarten wirſt, wollt' ich die Kriſis nicht abwarten und ſchicke Dir heut einen halben Artikel. Nimmſt Du ihn für voll, willſt Du keine Politik, nun ſo bin ich's zufrieden und lagere meine Weisheit in einer beliebigen Zeitung ab.

Im Übrigen bitt ich Dich: ſorge für mich, gieb mir namentlich ganz beſtimmte Aufgaben; ich ſchreibe ſonſt immer mit einem Gefühl von Unſicherheit, weil ich nie weiß, ob das, was ich unter der Feder habe, auch gerade geſuchte Waare iſt.

Daß in der „Deutſchen Reform" (wenigſtens meinerſeits) Eures Muſeums noch immer nicht Erwähnung geſchehen iſt, liegt nicht an Faulheit oder böſem Willen, ſondern an meiner miſerablen Stellung dem Blatte gegenüber. Ich werde den Verkehr damit auch abbrechen. Mein Artikel über Lenau

liegt nun bald wieder vier Wochen im Redactions-Bureau und kommt und kommt nicht. Solche Mitarbeiterschaft mag der Teufel holen. Überhaupt, ein deutscher Schriftsteller — wenn er keine Rittergüter oder eine Banquier-Tochter zur Frau hat — kann nur dann leben, wenn er selber redigirt.

Heut schrieb Katz an mich wegen einer zweiten Auflage der Rosamunde und fragte nach meiner Honorarforderung. Ich schreib' ihm morgen, unter 10 Louisd'or kriegt er's nicht; ich habe mir's berechnet, er verdient dann immer noch gegen 200 Thaler; das ist anständig. Will er nicht, so läßt er's bleiben; ich kriege hier gelegentlich mehr.

Donnerstag, d. 21ten.

Katz wird 10 Louisd'or wohl unmäßig finden, ich kann ihm aber nicht helfen. Zufällig ist er in diesem Augenblick hier in Berlin und war auch heut Vormittag bei mir. Mein Mädchen sagte ihm (ich war nicht mehr da), ich sei schon sehr früh in die Kirche gegangen, (es war Gottesdienst für die Abgeordneten, ich mußte als Berichterstatter hin) und gedächte von da aus gleich in mein Bureau zu gehen; aber ob er nicht Madame sprechen wolle? Der arme Mann soll vor Erstaunen fast umgefallen sein; Kirchengänger, Bureaukrat und Ehemann, das mag er von seinem ehemaligen Correspondenzler nicht erwartet haben. Sic transit etc.

In meinem Artikel magst Du nach Gefallen streichen; manches wird wohl zu brauchen sein; über das Hervorheben Paul Heyses wundere Dich nicht, es ist in der That ein großes Talent, und Freundschaft hat mich weder blind für Fehler noch zum Vergrößerungsglas für Vorzüge gemacht.

Noch eins. Wo möglich vergiß nie, daß mir eine Redaction (namentlich eines politischen Blattes) über alles gehen würde; wenn Du also was hörst, so denk' an mich.

Dein Th. Fontane.

23. Fontane an Wolffohn (Leipzig).

Berlin, Freitag, d. 22ten Novemb. 1850.

Mein lieber Wolffohn.

Ein Glück kommt ſelten allein: geſtern einen Brief und heut ſchon den zweiten.

Diesmal läuft alles auf eine Commiſſion hinaus. So viel ich weiß, ſtehſt Du in Beziehungen zu Brockhaus; bitte überbring' ihm beifolgenden Brief perſönlich und empfiehl mich ſo gut Du kannſt. Ich frage bei ihm an, ob er für ſeine Deutſche allg. Ztg. einen Korreſpondenten gebrauchen kann, der ihm ganz kurz aber tagtäglich über unſre jetzt höchſt wichtigen Kammerverhandlungen Bericht abſtattet. Ich überlaß es Dir, ob Du mir den Entſchluß des Mannes umgehend mitteilen willſt oder ob Du ihn zu veranlaſſen gedenkſt; daß er mir ſelber baldmöglichſt Antwort gibt.

Du magſt einfließen laſſen, daß ich überhaupt an der Quelle ſäße (nenne aber nicht das litterariſche Cabinet)[1] und auch durch anderweite Mittheilungen ſeiner Zeitung von Nutzen ſein könnte.

Alter Freund, Du wirſt alles beſorgen; ich weiß das. Im Übrigen verweiſ' ich Dich immer wieder auf die Schlußworte meines geſtrigen Briefes.

Heut Abend bin ich mit meiner Frau bei Kugler[2] er lieſt ein neues Drama „Hans von Beyßen" vor. Ich werde nicht ermangeln, ihn um einen paſſenden Beitrag für das „Muſeum" anzugehen. Leb wohl. Dein

Th. Fontane.

Den herzlichſten Gruß für Sie und Ihre Braut von

Ihrer

Emilie Fontane.

---

[1] Vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig." 5. Aufl., S. 464.

[2] Vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig."

1851

24. Fontane an Wolffohn (Leipzig).

Berlin, d. 3ten Jan. 51.

Mein lieber Wolffohn.

Du haſt es nicht für gut befunden, meinen Brief vom November her zu beantworten; ebenſowenig weiß ich, ob Dir mein Correſpondenzbeitrag willkommen geweſen iſt oder nicht. Durch einen Brockhaus'ſchen Brief hab' ich nur erfahren, daß mein Manuſkript unter andern bei der „Deutſchen allgemeinen Zeitung" antichambrirt, aber vergebens um Zutritt gebettelt hat.

Wenn ich Dir jetzt ſchreibe, daß das literariſche Cabinet aufgelöſt[1]) und meine Wenigkeit in Folge deſſen auf's Trockne geſetzt iſt, ſo biſt Du vielleicht gutmüthig und anhänglich genug, par pitié ein Lebenszeichen von Dir zu geben. Ich bin nämlich jetzt ausſchließlich auf Feder-Erwerb angewieſen, und kann nicht leugnen, daß es mir lieb wäre, einen einigermaßen ſichren Markt für meine Waare zu finden. Ich bezweifle nicht, daß Du mir hierbei wirklich behilflich ſein kannſt; Bücherbeſprechungen für das Muſeum haſt Du mir ſchon früher zugeſagt.

In welcher Art gedenkt Ihr Gedichte zu honoriren? Ich

[1]) Vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig." 5. Aufl., S. 469, ſowie den ebenfalls am 3. Januar geſchriebenen Brief an Friedrich Witte im erſten Bande der zweiten Sammlung der Briefe Fontanes. (Berlin, F. Fontane & Co., 1910.)

ſchreibe jetzt und zwar trotz Noth und Sorge mit voller Begeiſterung eine „Schlacht bei Hemmingſtedt“ (Dithmarſchen gegen Dänen). Wenn es geräth, nehmt Ihr ſowas auf?

Gedenkſt Du im Muſeum meine Verſe zu beſprechen? Hier ſind ſie in allen Zeitungen ausſchließlich gelobt worden, aber man kann ſolch Lob keine Kritik nennen. Es verlangt mich ordentlich nach einer tieferen Auffaſſung; wenn mir dabei der Kopf auch leidlich gewaſchen und dies und das in ſeiner Unbedeutendheit hingeſtellt wird.

Daß meine augenblickliche Lage eine harte und freudloſe iſt, wirſt Du begreifen; mit mir ging es wohl — aber die Thränen meiner Frau! Denke Dich ein klein bißchen in die Seele Deines alten Freundes hinein, und tröſte ihn durch Wort, wenn's ſein kann auch durch eine That. Du ſitzt ja jetzt an der Quelle und mußt die Buchhändler an der Hand haben wie Caſperle's im Puppentheater. — Meine Frau grüßt Dich; ſchreibe bald Deinem

Th. Fontane.

25. Wolffohn an Fontane (Berlin).

Leipzig, 7. Jan. 1851.

Mein teurer Freund.

In Arbeiten faſt erſtickend, kann ich Dir erſt Sonnabend oder Sonntag ſchreiben — dann allerdings ſehr ausführlich und in mancher Beziehung, hoff' ich, Befriedigendes. Zuvor, damit Du an mir nicht irre wirſt, nur das Lebenszeichen. Du würdeſt mir ein ſchmerzlich Unrecht thun, deſſen Stacheln ich nie verwinden könnte, wenn Du nur einen Augenblick zweifelteſt, daß ich mit Herz und Seele bin

Dein alter Wolffohn.

Deiner lieben, lieben Frau drücke ich im Geiſte warm und

fest die Hand. Nur Muth! Ich lasse eher den Glauben an alles fahren als daran, daß Ihr glücklich sein werdet.

Anbei ein paar Exemplare vom ersten Hefte des Museums zu beliebiger, wo möglich fruchtbarer Benutzung. Hast Du doch versprochen unser Agent zu sein. Dein Gedicht schreibe nur fort mit Begeisterung; wir nehmen es, und ich werde dem Buchhändler das höchste Honorar dafür abpressen, verlaß Dich drauf. Über Dich selbst fall' ich im vierten Heft des Museums mit Pauken und Trompeten her. Vorgestimmt hab ich schon im ersten Heft[1]).

Näheres und weiteres also Sonnabend!

26. Wolffohn an Fontane (Berlin).

Leipzig, 20. Jan. 51.

Lieber theurer Freund.

„Er ist ein unverbesserlicher Kerl!" wirst Du gesagt oder gedacht haben, wenn Du je in diesen Tagen an mich gedacht hast. Wer aber diesmal sich als unverbesserlich erwiesen, war nicht ich, sondern der böse, grippenartige Katarrh, der mich befallen. Der allein ist Schuld, daß ich Dir nicht geschrieben, und keineswegs, wie Du etwa in einer Anwand-

[1]) Die betreffende Stelle in einer längeren Besprechung Wolffohns des von O. F. Gruppe herausgegebenen „Deutschen Musenalmanachs für das Jahr 1851" lautet: „Zu dem Musenalmanach hat begreiflicher Weise Berlin das größte Contingent gestellt; um so mehr vermissen wir zwei dichterische Persönlichkeiten, die, unseres Wissens, zu den begabtesten in Spreeathen gehören — Bernhard von Lepel und Theodor Fontane; Der Eine von harmonischem Sinn und wohlthuender Klarheit, der Andere von ursprünglichem, aber künstlerisch geläutertem Wesen, innig und von reiner, fast vollendeter Form." Im Jahrgang 1852 des Musenalmanachs erschienen Fontanes Gedichte „Der alte Fritz" und „Maria und Bothwell." Über Lepel vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig", 5. Aufl. sowie die zweite Sammlung der Briefe Fontanes.

lung von Nachsicht denken möchtest, die vielen Arbeiten, die sich über mich häufen.

Daß Deine Correspondenz ein kastrirter, verstümmelter Artikel war, hast Du ja selbst gefühlt. In Deinem Interesse, und namentlich Prutz gegenüber konnte ich nicht daran denken, Dich so in unserem Blatte debutieren zu lassen. Obendrein hattest Du Dich mit der Einsendung Deines Beitrags so verspätet, daß mir keine Zeit übrig blieb, Dich um einen neuen zu ersuchen. Eine pikante Correspondenz aus Berlin war aber schlechterdings nothwendig, und sie kam, eh' ich's mir versah. Prutz hatte den geistreichen Schwadroneur, dessen Berliner Briefe Du im Museum gelesen haben wirst, schon an der Hand, bevorwortete, wie man das zu nennen pflegt, sehr nachdrücklich das Engagement und da ich mit leeren Händen gegenüber stand, mußte ich mich wohl fügen. Daß gleichwohl Raum für Dich geschafft werden müßte, daran dacht' ich tagtäglich — allerdings ruhiger als jetzt, seit ich weiß, wie es um Dich steht. Daß diese Nachricht ein sehr harter Schlag für mich gewesen, daß ich die böse Thatsache wie eine Calamität empfand, die mich selbst betroffen — soll ich es Dir erst sagen? Ach, Du weißt noch immer nicht, wie ich Dich lieb habe, Du schlechter Mensch! Von dem Augenblick an, wo ich Dich mir in einer Lage dachte, von der ich im innersten Herzen erschrak, hab' ich nicht aufgehört, jeden Thaler zu errechnen, der Dir durch mich zugeführt werden könnte. Die Aufgabe ist, Dich so zu stellen, daß Du bei uns etwas Bestimmtes und allenfalls auch Erkleckliches haben kannst. Dies Dir im Allereinzelsten darzulegen, hatte ich mir für den vergangenen Sonnabend vorbehalten. Inzwischen ist heute, eben heute ein Umstand eingetreten, der meiner beabsichtigten Exposition doch noch eine andere Richtung geben kann und ich halte daher mit dieser noch so lange zurück, bis das eben erwähnte „Vorkommniß" zu der von mir gewünschten Entscheidung geführt

hat. Der Paſſus hier wird Dir verteufelt unverſtändlich ſein: aber da haſt Du die Erklärung. Ärgerlich genug war es mir, daß der Berliner Politikus Dir zuvorgekommen, und nun ſo feſt bei uns ſitzt. Ich geſtehe, daß eine Beſeitigung desſelben mir ein frommer Wunſch war — bei all' ſeiner Geiſtreichheit war's doch eben kein Mann nach meinem Herzen: aber wie ihn ohne Grund entfernen, ihn, den Goldſohn von Prutz? — Den Grund und zwar einen, der ein förmlicher Abgrund für ſeine Correſpondenzen werden ſoll, gab mir heute ein merkwürdiger Zufall. Ich gehe gegen 6 Uhr Abends in eine Conditorei, um ein paar Zeitungen zu leſen. Bei der Taſſe Kaffee greife ich nach dem erſten freien Blatte — No. 1 der Wartburg von E. Keil, (ci-devant Leuchtthurm) ich blättre und mein Blick haftet auf den „Preußiſchen Spiegelbildern", der langjährigen ſteriotypen Bezeichnung für Berliner Correſpondenzen in dieſem hochrothen Blatte. Unwillkürlich fange ich zu leſen an — was Teufel! welche Ähnlichkeit mit unſerer neueſten Correſpondenz aus Berlin im zweiten Hefte des Muſeums! Ich leſe weiter und finde nicht allein dasſelbe Raiſonnement (nur weit entſchiedener und röther), ſondern ganze Sätze wörtlich, buchſtäblich gleichlautend! Alſo unſer junges Muſeum ſchon ein Hahnrei! Die uns angetraute Correſpondentenſeele in Berlin, die uns mit größter Züchtigkeit bat, den Schleier der Anonymität nicht von ihrem Antlitz zu lüften, liegt für Geld und gute Worte auch in den Armen Keil's, und giebt ihm juſt dasſelbe hin, was wir unter ihrem Keuſchheitsgürtel geſucht! — Ich empfand darüber weniger Schreck als Freude. Sofort eilte ich in das nahe Geſchäftslocal unſeres Verlegers, und ſchrieb an Prutz einen vier Seiten langen Brief, worin ich feierlich erklärte, daß ich auf Scheidung von dieſem Correſpondenten unerbittlich dränge; daß ich zur Aufnahme welches Beitrag's immer von dieſem Herrn nun und nimmer meine Zuſtimmung geben würde; wenn er fragte: woher

nun Correſpondenzen aus Berlin? So antwortete ich: von Fontane! Und zum Beweiſe, daß Du ein gar guter politiſcher Correſpondent wärſt, ſchickte ich einige Nummern der alten „Dresdener Ztg.“ (die ich in aller Eile nicht ohne Mühe und Anſtrengung zuſammengeſucht!) — übermorgen erwarte ich Prutz's Antwort. Er wird ſich ſträuben, ſehr ſträuben gegen die Excommunication ſeines protégé; aber es wird ihm nichts helfen, er mag mich die Wehen der Doppelredaktion noch ſo lebhaft ſpüren laſſen — ich weiche und wanke nicht. Er wird nachgeben müſſen; denn der Verleger iſt auf meiner Seite, dann wirſt Du feierlich zu unſerm Correſpondenten creirt; die Ernennung kann in den nächſten Tagen erfolgen und Du ſchreibſt uns dann natürlich Beſſeres als für die Dresdner Zeitung. Viel wirſt Du nicht davon haben: aber der Vortheil beſteht in der Regelmäßigkeit. Du giebſt uns jeden Monat einen halben Bogen (NB. Die Correſpondenzen werden nicht wieder aus Petit, wie im erſten Heft, ſondern aus ſplendider Mittelſchrift geſetzt), und dafür erhältſt Du 11 Thaler. Bei ſo wenig Zeit, wie man für einen halben Bogen braucht, iſt eine regelmäßige Monatseinnahme von dem Betrag doch was! Und dazu kommen nun die andern Arbeiten, Charakteriſtiken, Gedichte ꝛc. Davon ſprechen wir noch mehr. Warte nur ein paar Tage bis ich die Antwort von Prutz habe.

Und nun — nimm's nicht übel — für heute muß ich ſchließen. Ich bin todtmüde und muß in's Bett.

Von mir ſage ich Dir noch, daß Du ſehr irrſt, wenn Du mich jetzt auf Roſen gebettet glaubſt! Im Gegenteil, ich bin in der gräßlichſten Bedrängnis. Mein Redactionsgehalt geht erſt vom Januar an, wird erſt Ende März ausgezahlt und ich habe ſchon ſeit dem September mit der einen Geſchichte ſo viel zu thun, daß ich nichts anderes vornehmen kann, mithin von dem, was am meiſten Noth thut und Noth macht, nichts in die Hände bekommen, habe bitter gekämpft

und wieder borgen müſſen — es iſt zum verzweifeln! Doch was hilft das Lamentiren?

Auf baldig Wiederſehen, guter, lieber Theodor, grüße mir Deine Frau herzlichſt.

Dein Wolffohn.

27. Wolffohn an Fontane (Berlin).

Leipzig, 20. 2. 51.

Es hat lange gedauert, mein guter Theodor, bis ich Dir den weiteren Verlauf und den Abſchluß einer Sache mittheile, von welcher Du nach der Lebhaftigkeit, in der ich ſie Dir auseinandergeſetzt, kaum annehmen durfteſt, daß ſie in Vergeſſenheit gekommen. Davon nicht einmal zu reden, daß es mir überhaupt nicht möglich ſein ſollte, zu glauben, ich könnte etwas vergeſſen, wobei auch Dein Intereſſe im Spiele iſt.

Die Verzögerung hatte ihren Grund keineswegs, wie Du etwa vermuthen magſt, in einem Meinungsſtreit zwiſchen mir und Prutz. Theils iſt auch Prutz, wie ich, ſehr bemüht, jeden Redactionsdiſſens zu vermeiden, theils konnte er den vorliegenden Thatſachen, die ich ſcharf genug beleuchtet hatte, nichts entgegenſtellen. Es handelte ſich nur noch darum, die Angelegenheit mit Wahrung alles redactionellen Decorums zu erledigen. Und da meinte denn Prutz, wir müßten zunächſt unſern Correſpondenten auffordern, ſich über den Fall zu erklären. Ich konnte das nur billigen. Prutz ſchrieb einen ſehr feinen und doch auch gehörig ſpitzen Brief an den Herrn. Die Erklärung kam und enthielt allerdings mancherlei, worauf beſondere Rückſicht genommen werden mußte, wonach es ſogar in Anbetracht vielfältiger Intereſſen nicht räthlich erſchien, mit dem Manne ganz zu brechen. Die in Folge deſſen angeknüpften Verhandlungen wurden durch eine plötzliche, von dringenden

Umſtänden gebotene Reiſe P's ein wenig in die Länge gezogen. Die ſchließliche Entſcheidung iſt nun folgende:

Wir theilen unſere Berliner Correſpondenz. Die eine Hälfte behält der frühere Berichterſtatter, die andere fällt Dir zu. Jenem bleibt ausſchließlich die politiſche Debatte; von Dir, ohne daß es uns beikommt, Deiner Feder Vorſchriften zu machen, wünſchen wir vorzugsweiſe Schilderungen des geſellſchaftlichen, literariſchen, künſtleriſchen Lebens pp. in Berlin. Ich nehme die Geſellſchaft im weiteſten Sinne und bitte Dich, auch bei dem Allereinzelſten, was Du berührſt, Dich ſtets im Zuſammenhange mit dem großen Ganzen zu erhalten, auf die Elemente einzugehen, auch wenn Du die vereinzelte Erſcheinung hervorhebſt, wie uns denn überhaupt Schilderungen von Allgemeinzuſtänden, im Einzelnen veranſchaulicht, am intereſſanteſten ſein müſſen. Dadurch bekommen Deine Correſpondenzen das, was ſie von anderen unterſcheiden ſoll, die mehr für ein Tageblatt geeignet ſind; dadurch namentlich vermeideſt Du Ton und Charakter des Notizenhaften, wozu ich Dir vor allen Dingen rathe. Auch haſt Du ja reichliche Gelegenheit, zu individualiſiren, zu charakteriſiren, wobei ſich Deine Feder ſo pikant geben mag, als Du nur immer Luſt haſt. Z. B. im literariſchen, im künſtleriſchen, auch im öffentlichen Leben portraitirſt Du hin und wieder bedeutende, hoffnungsvolle Perſönlichkeiten, beleuchteſt ihre Stellung, ihr Wirken, bezeichneſt ihren Einfluß u. ſ. w. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft kannſt Du geſchickt verweben. Du giebſt uns, wenn Du überhaupt auf die Sache einzugehen noch geneigt biſt, jeden Monat eine ſolche Correſpondenz; dann aber muß ich Dich auch bitten, den Termin regelmäßig einzuhalten. Mache jetzt den Anfang, lieber Freund, und richte Dich ſo ein, daß Deine Mittheilungen ſpäteſtens den 5. März vormitt. hier eintreffen. (Kaum brauche ich zu bemerken, daß weſentliche Bezugnahme auf politiſche Verhältniſſe in Deinen Berichten

keinesfalls ausgeſchloſſen wird, ja, auch nicht ausgeſchloſſen werden kann). Biſt Du 'mal verhindert, uns Deine Correſpondenz zum Termin einzuſchicken, dann ſei nur ſo gut, uns wo möglich das bei Zeiten anzuzeigen.

Natürlich ſoll dies aber nur der geringſte Theil Deiner Mitarbeiterſchaft an unſerm Blatte ſein. Ich werde Dich, wenn es Dir ſonſt lieb iſt, ganz anders einſpannen. Wir wollen Themen beſprechen, die Du für uns ſo gründlich und erſchöpfend als möglich behandeln magſt. Und um gleich ein paar vor zu ſchlagen. Was meinſt Du zu einem Artikel: „Die engliſchen Frauen?“ Haſt Du Kenntniß und Material genug für dieſen höchſt intereſſanten Gegenſtand? Oder könnteſt Du Dir das Fehlende verſchaffen? Es dürfte an geſchichtlichen Rückblicken ſo wenig wie an den lebendigſten Farben der Gegenwart fehlen. Stellung, Charakter, Wirkſamkeit, Sitte, häusliches Leben, Tugenden, Eigenthümlichkeiten, Entartung — ein tiefes, großes Thema, was Dir gewiß ſehr viel Mühe machen muß, aber was auch eine famoſe Arbeit werden und Dir ebenſo viel Ehre einbringen könnte. 2) „John Prince“. Kannſt Du eine lebensvolle Charakteriſtik und biographiſche Skizze von dieſem Volksdichter geben? Dabei Einzelnes von ihm mittheilen? Über anderes aus deutſchem Stoff und Leben werde ich nicht allein nachdenken, ſondern auch die erforderlichen Hilfsmittel Dir vollſtändig zu verſchaffen ſuchen. Eben ſo erhältſt Du nächſtens ein paar Bücher, an die Du ſelbſtſtändige Aufſätze (keine Recenſiönchen) knüpfen magſt.

Mein Artikel „Theodor Fontane“ iſt fertig, aber länger geworden als ich berechnet, und wird deshalb vor dem 7. Hefte ſchwerlich Raum finden. Roſamunde, Preußenlieder, und Gedichte ſind alleſammt beſprochen. Ebenſo habe ich wegen mangels an Raum einen kleinen Artikel „Puſchkin's Ende und Lermontow's Anfang“ zurückſchieben müſſen und einen andern „Deutſche Liederſammlungen.“

Nun, lieber, guter Theodor, gieb mir endlich einmal wieder Nachricht, daß ich auch weiß, wie es Euch geht. Grüße mir Deine Frau auf's Herzlichste. Ich wünsche Euch Glück und Gesundheit mit brüderlichem Antheil.

Was meine Verhältnisse betrifft, so sieht es damit, namentlich wegen einer Angelegenheit, die aber Lebensfrage ist, sehr mißlich aus. Ich muß deshalb morgen nach Dresden, und werde wahrscheinlich noch weiter wandern müssen. Vielleicht berühre ich auf dieser Reise Berlin. Da Du wohl auch an eigenen Sorgen zu tragen hast, so will ich Dich mit meinem Jammer nicht belästigen.

Schreib' mir also ja bald. Wenn ich auch nicht hier bin, Dein Brief, an die Hinrichs'sche Buchhandlung adressiert, erreicht mich in kürzester Zeit.

Lebe wohl!

Dein Wolfsohn.

Wann schickst Du Gedichte? Das größere, an dem Du gearbeitet? Mußt damit auch 'mal einen Anfang machen.

28. Fontane an Wolfsohn (Leipzig).

Berlin, d. 22ten Febr. 51.

Mein lieber Wolfsohn.

Für Deine beiden Briefe nimm meinen besten Dank. Ich schreite zur Beantwortung der einzelnen Punkte und fange von hinten an. Du solltest Roman- oder Lustspieldichter werden, oder aber auch Dein Heil in der höheren Diplomatie versuchen! Mir ist noch nie ein Mensch vorgekommen, der eine solche Manie für Andeutungen, Winke, vorbereitete Überraschungen u. dgl. hätte wie Du. Deine Briefe sind oft weiter nichts als eine geistvolle Variation auf das Thema: „Wenn ich spräche!!" oder: „Über ein Kleines und — — —!"

Wenn ich Deine Zeilen gelesen habe, brummle ich gemeinhin in den Bart:

Geduld, Geduld! wenn's Herz auch bricht,
Mit Wilhelm Wolffohn hab're nicht:
Des Anfangs ist er ledig,
Gott sei dem Ende gnädig.

Dies „Ende" aber erfahr' ich in den seltensten Fällen. — Du schreibst mir in Deinem gestrigen Briefe von „einer Angelegenheit, die eine Lebensfrage ist" und dergl. mehr. Warum rückst Du nicht mit der Sprache heraus? Deine Sprache scheint auch nur zum Verbergen der Gedanken da zu sein; Du darfst alexanderartig ausrufen: Wär' ich nicht C. W. Wolffohn, ich möchte Talleyrand sein. Zwar schreibst Du mir, Du wolltest zu meinem Jammer nicht den Deinigen zugesellen, doch ist das blos ein guter Coup, und wird derselbe von mir auf den Müllhaufen allgemeiner Redensarten verwiesen.

Was mein Gedicht angeht, so ist dasselbe mit nächstem fertig: jedenfalls erhältst Du es rechtzeitig genug, um auch ihm — falls es Dir überhaupt gefällt — einen Platz im siebenten Heft einzuräumen. Vielleicht wäre das garnicht so übel, Deine Recension durch gleichzeitigen Abdruck meines „Hemmingstedt" zu illustriren. Die ersten drei Strophen werd' ich Dir heut schon beipacken, theils um Dir einen Kosthappen zu bieten, noch mehr aber um die Frage daran zu knüpfen, ob Dir nicht 28, geschrieben achtundzwanzig derartige Strophen des Guten etwas zu viel scheinen? Eben hab' ich mir das Format Eures Museums noch 'mal angesehen, und bin jetzt der Meinung, daß es doch wohl geht; auf vier Seiten bringt Ihr die ganze Affaire mit Bequemlichkeit.

Nur ein Paar Worte über die Arbeiten, die Du mir halb und halb angetragen oder doch in Vorschlag gebracht hast. — Was die englischen Frauen angeht, so weiß ich von ihnen soviel wie von den Patagoniern, die sehr groß sein, oder von

den Karaiben, die Menſchenfleiſch freſſen ſollen. Der Umſtand, daß ich in London drei alte Weiber kennen gelernt und in Deutſchland einen dicken Roman von der Mrs. Gowi überſetzt habe, berechtigt mich unmöglich, dem ſchönen Geſchlechte Alt-Englands im deutſchen Muſeum klarzumachen, wie's eigentlich mit ihm ſteht. — Nun John Prince! Das wäre etwas, wenn ich ſeit dem Jahre 40 irgend welche neue Notiz über den armen Teufel erhalten hätte. So wie die Sache jetzt liegt, kann das viele Kinder- und Verſe-machende Männlein, das ſehr wahrſcheinlich lange an der Schwindſucht geſtorben iſt, nur in der Maſſe wirken. Es giebt nämlich jetzt eine ſpecielle Arbeiter-Literatur, deren Weſen und Bedeutſamkeit (von dem rechten Kerl) in einem dicken Buche dargethan werden müßte; ein Tropfen in dieſem Ozean würde — John Prince ſein. Nicht nur England iſt überreich an ſolchen Erſcheinungen; unſere deutſchen Handwerkervereine hegen und pflegen dasſelbe Element — und exiſtierte z. B. hier in Berlin (vor Jahren ſchon) ein Stubenmaler Steinhäuſer, der zehn Mal ſo bedeutend und namentlich viel ſelbſtſtändiger als John Prince iſt. — Wenn Du mir Bücher zur Beſprechung ſenden wollteſt, erfüllteſt Du mir einen Hauptwunſch. Dazu habe ich Neigung und wenigſtens ſoviel Fähigkeit, wie für's Haus erforderlich iſt.

Den Correſpondenten-Poſten No. 2 nehm' ich mit Dank an und hoff' ich, bis zum 5. März ein Briefchen (ziemlich kurz) einſenden zu können; ſollte mir's — weil ich noch mit meiner Ballade vollauf zu thun habe — unmöglich ſein, ſo vergieb und reſerviere mir zwei Druckſeiten (mehr gedenk' ich nie zu ſchreiben) für den nächſten Monat oder die nächſte Nummer. Wahrſcheinlich werdet Ihr's wieder nicht nehmen, was übrigens nichts auf ſich hat, nur geſtehe ich Dir ehrlich, daß es der letzte Verſuch iſt. Soll ich mal zu nichts kommen, ſo will ich meine Unbedeutendheit wenigſtens mit Bequemlichkeit und ohne alle nutzloſen Strampeleien genießen. — Im

Übrigen kann ich Dir Gott sei Dank mittheilen, daß es vorläufig noch ganz leidlich mit mir steht; erst im Sommer, wenn sich bis dahin kein Glücksfall ereignet, werden die Sorgen kommen. Meine Frau grüßt Dich herzlich; laß mal wieder von Dir hören!

Dein Th. Fontane.

Die Ballade schicke ich doch lieber fix und fertig.

29. Fontane an Wolffohn (Leipzig).

Berlin den 8ten März 51.

Lieber Wolffohn.

Beifolgend die berühmte Ballade „Hemmingstedt". Im Ernst gesprochen: das mit Begeisterung Empfangene ist unter ehrlicher mühevoller Arbeit in vorliegender Gestalt wieder an's Licht gefördert worden; ob's Deinen Beifall hat, muß ich dahingestellt sein lassen, wie wohl ich nicht glaube, daß Du zu denen gehörst, die der ganzen Gattung keinen Geschmack abgewinnen können. In unserem Tunnel habe ich trotz persönlicher Gegnerschaft, bescheiden ausgedrückt — reussirt. —[1]) Wenn Du's aufnimmst, so sorge dafür, daß es mir mit einigem Anstand bezahlt wird, denn ich habe neun Wochen daran gearbeitet und möchte wenigstens halb so viel Tagelohn bekommen wie ein Droschkenkutscher oder Dreckzusammenfeger. Diese Glücklichen stehen sich 10 Sgr. pro Tag. Nach diesem Regula de tri Ansatz würd' ich 10 Thaler 15 Sgr. einstreichen. Kein Pappenstiel!

[1]) Vgl. Fontanes Brief an Friedrich Witte v. 1. Mai 1851 im ersten Bande der zweiten Sammlung der Briefe. (Berlin. F. Fontane & Co. 1910.) „Am 6. April war Abstimmung über die Konkurrenz-Balladen. ‚Der Tag von Hemmingstedt', erhielt mit sechzehn Stimmen gegen sieben den Preis. Kugler, Paul Heyse, Eggers und noch zwei andere der Kugler'schen Partei stimmten gegen mich."

Das Ausbleiben meines Correspondenz-Artikels hat nicht in Fahrläſſigkeit ſeinen Grund. Ich gedachte — um nicht gleich mit literariſchen Schnack zu beginnen — zunächſt über unſere Bildhauer, Maler und Muſiker, namentlich aber über die Ateliers der beiden Erſtgenannten kurze Mittheilungen zu bringen. Dr. Eggers[1]) — Redacteur des Kunſtblatt's und befreundet mit den betreffenden Perſönlichkeiten — ſollte und wollte mir Einlaßkarte und Cicerone zugleich ſein; inzwiſchen fuhr ihm das Podagra in die Beine und brachte mich um ſeine Mentorſchaft. Sobald es den Unglücklichen nicht mehr zwickt und kneipt, hol' ich Verſäumtes nach, falls nicht Contre-Ordre von Dir eintrifft.

Ich habe Dir viel herzliche Grüße zu beſtellen und zwar von Perrücken-Wihl. Ich geb' ihm flottweg dieſen Zunamen, weil ich mir nicht denken kann, daß Jemand von eigner Haarfülle einen ſolchen Tafelaufſatz mit ſich umherſchleppen kann. Das iſt ja Stoff für zwei moderne Sopha's — beiläufig bemerkt, verdammte Dinger, die für amputirte Voltigeurs aber nicht für Grenadierfiguren das rechte Maaß haben. Doch à nos moutons! Wihl (iſt er mit Ludwig Wihl verwandt?!) war bei der Fanny Lewald[2]). Er ſchien dort ſehr gut angeſchrieben, was ſich daher erklärt, daß er ſie ſeit Wochen unterm Pinſel hat. Ich weiß nicht, ob es Knieſtück oder ſonſt was wird, — jedenfalls, wenn er nur halb wiedergiebt was die Natur geſchaffen, muß es ein ſtattliches Bruſtſtück werden. Übrigens ſcheint Wihl, allen Ernſtes, ein ſehr guter Kerl, eine ſogenannte „Seele"; von Dir ſprach er mit Liebe und einem guten Stück Bewundrung; Du mußt es doch vortrefflich verſtehn, an rechter Stelle Deine Trümpfe auszuſpielen! — Er läßt Dir ſagen, „Lear und Cordelia" ſeien bei Seite geſtellt; William's Grabesruhe iſt alſo vor-

[1]) Vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig" 5. Aufl. S. 178, 189, 212, 281. Bild 368.

[2]) Fanny Lewald, die Romanſchriftſtellerin.

läufig ungefährdet. Eigentlich ist es schlecht, daß ich so schreibe: Wihl scheint ein ebenso bescheidner wie strebsamer Mensch; Du weißt auch gewiß, wie Du solchen Schnack von mir hinzunehmen hast; fast bin ich freilich schon zu alt dazu!

Ich erwarte mit Nächstem einige Zeilen von Dir; wenn der Freund in Dir faul sein sollte, so fordere vom Redacteur, daß er dem Freunde einen mahnenden Rippenstoß gibt.

Deine Recension über Heyse's Stück[1]) wird hier sehr gebilligt, ich habe sie noch nicht gelesen, weil ich vom deutschen Museum nur das erste Heft erhalten und im Übrigen gar keine Gelegenheit habe, den Inhalt einzusehen. Mein Buchhändler (Gropius) hat's nicht. Wird „Hemmingstedt"[2]) gedruckt, so schicke mir wenigstens das betreffende Heft; mög' es dasselbe sein, in dem sich „Th. Fontane" von W. Wolffsohn befindet. Ich setze voraus, daß Du mich nicht in den Dreck getreten hast.

Dein Th. Fontane.

Ich unterlasse auch heut nicht mein Ceterum-censeo: Wenn Du von einem Redactionspöstchen hörst, so denk' an mich.

Th. F.

---

[1]) Francesca von Rimini: Die Recension Wolffsohns stand im ersten Jahrgange des Deutschen Museums S. 229 ff.

[2]) „Der Tag von Hemmingstedt" erschien im ersten Jahrgang des Deutschen Museums 1851 Seite 569—571.

1852

30. Wolffohn an Fontane (Berlin)[1]).

Deſſau 19. Januar 1852.

Lieber Theodor.

Im Oktober 1850 war's wohl — in den erſten Flittertagen Deiner Ehe, da ſagte ich eines Abends zu Dir und Deiner Frau, ich wolle nun auch Anſtalten zu meiner baldigen Verheirathung treffen; Zeit wär's nach zehn Jahren. Du lächelteſt ungläubig, verſicherteſt aber mit vieler Herzlichkeit, es ſollte

[1]) Fontane ſchreibt in „Von Zwanzig bis Dreißig": „Um eben dieſe Zeit, oder ſchon etwas früher, war es, daß ſich Wolffohn mit einer Leipziger Dame verheiratete. Die Verheiratung war mit Schwierigkeiten verknüpft, weil Eheſchließungen zwiſchen Juden und Chriſten, die eine Zeit lang ſtatthaft geweſen waren, mit Eintritt der „Reaktion" wieder auf kirchliche Hemmniſſe ſtießen. Immer wenn unſer Brautpaar aufs Neue Schritte that, traf's ſich ſo, daß der Kleinſtaat, auf den man gerade ſeine Hoffnung geſetzt, juſt wieder den freiheitlichen Geſetzesparagraphen aufgehoben hatte. Nummer auf Nummer fiel. So kam es, daß zuletzt nur noch „eine Säule von verſchwundener Pracht zeugte". Dieſe Säule war Deſſau. Aber auch hier ſollte, mit Beginn des neuen Jahres, der entſprechende Freiheitsparagraph wieder abgeſchafft werden und ſo mahnte denn alles zur Eile. Noch kurz vor Thoresſchluß (am 31. Dezember 1851) erfolgte die Trauung des jungen Paares, und aus einer gewiſſen Dankbarkeit, ſo nehm' ich an, verblieb man in Deſſau. Doch nicht auf lange. Deſſau war kein Platz für Wolffohn und ſo ging er denn nach Dresden zurück. Hoftheater und höfiſche Sitte, ſchriftſtelleriſches und künſtleriſches Leben, vor allem internationaler Verkehr, — das war das, was für ihn paßte, worin er Befriedigung fand."

Dich wahrhaft freuen, dies einmal zu hören. Ich traue Dir noch etwas von der herzlichen Teilnahme zu, mit welcher Du mir damals gegenüberſaßeſt, obgleich ich aus manchen Anzeichen ſchließen darf, daß Du mich abgethan und Dich ſogut wie garnicht um mich kümmerſt. Da ich nun einmal nicht ſo leicht den Glauben an einen Freund verlieren kann, dem ich ſtets doch nur die aufrichtigſte und treueſte Liebe entgegentrug, ſo erinnere ich mich jener Äußerung und will Dir die Freude machen, zu erfahren, daß ich jetzt Anhalt-Deſſauiſcher Staatsbürger, mich hier häuslich niedergelaſſen und vom neuen Jahre an verheirathet bin. Ich habe eine ſehr gemüthliche, allerliebſt eingerichtete Häuslichkeit, und — bin zufrieden.

Die Thatſachen, welche dieſem vorläufigen Zielpunkte vorangegangen — die Summe von Quälereien, Abhetzungen und Kränkungen, von ermüdenden Kreuz- und Querfahrten, unſäglichen Anſtrengungen und Opfern, welche in dieſen Thatſachen liegt, würde Dich vielleicht auch „überraſchen“; Du hätteſt bei einiger Kenntnis derſelben auf einmal den Beweis, daß es eben keine Redewendung war, als ich vor meiner erſten Reiſe nach Braunſchweig Dir ſchrieb, ich wollte Deinen Jammer nicht mit der Erzählung des meinigen erhöhen, und daß jene Stimmung, in welcher ich, mit Deinem Leid beſchäftigt, das meinige auf einen Augenblick in den Hintergrund treten ließ, gewiß nicht die paſſendſte Zielſcheibe für ſchlechte Witze war[1]).

In den erſten Tagen meines längeren Aufenthaltes in Braunſchweig, als ich den ſatiriſch-parodiſtiſchen Text, welchen Du mir geleſen, noch friſch im Gedächtnis hatte, begann ich einmal dieſen Text zu gloſſiren, und wies Dir nach, wie ungerecht Du gegen mich gerade in dem Falle wareſt, der Dich veranlaßte, meine Andeutungs- und Überraſchungsluſt zu be-

[1]) Siehe Brief 28.

witzeln; handelte es sich doch um ein paar Briefe, in denen ich so genau auf alles Hauptsächliche eingegangen war, und wobei ich als „Freund und Redacteur" so gewissenhaft das Meinige getan hatte. — Ich wurde unterbrochen, und damit unsere Correspondenz bis auf diesen Tag. Seitdem ließest Du mich ruhig bei den Verschollenen; Du kamst mit Leuten in Berührung, die leicht hätten über mich Auskunft geben können, — aber Du fragtest nicht; Du hattest Gelegenheit, Dich meiner zu erinnern, aber — — —

Soll ich trotz alledem glauben, daß Dich die Geschichte meiner Erlebnisse in dieser ganzen Zeit interessiren kann, soll ich nicht fürchten, daß Du sie auch auf den „Müllhaufen" wirfst? Nein, das will ich nicht, und ich traue Dir, wie gesagt, noch einiges Interesse für mich zu. Wenn Du also fragst, werde ich gelegentlich Dir noch mancherlei erzählen.

Könntest Du, könnte Deine Frau nicht auf ein paar Tage der wärmsten und freundschaftlichsten Einladung nach Dessau folgen? nicht allein um Euch in den luftigen Straßen hiesiger Residenz zu ergehen, und den alten Dessauer spielen zu hören, sondern um es Euch ein klein wenig in unserer Häuslichkeit gefallen zu lassen! Ihr sollt mit möglichstem Comfort bei uns wohnen.

Liebster Freund, laß mich Näheres von Dir und Deinen Verhältnissen erfahren. Meiner unveränderten und unwandelbaren Gesinnung sei für alle Zeiten gewiß.

Deiner Frau drücke ich herzlich die Hand und bringe ihr wie Dir die innigsten Grüße meiner Emilie. Sage dem Dr. Müller und Deiner Schwiegermutter[1]) alles Freundliche von

Deinem

Wolfsohn.

Neujahrswünsche verstehen sich von selbst!

---

[1]) Siehe „Von Zwanzig bis Dreißig".

31. Fontane an Wolffohn (Deſſau).

Berlin d. 21ten Januar 52.

Tages-Kalender: Todestag Ludwigs XVI.
Auferſtehungstag Wolffohn-Fontane'ſcher Liebe und Freundſchaft.

Mein lieber Wolffohn, auch Ehemann!

Vor allen Dingen: gratulor! und dann noch einmal. Hätte Dir's nicht zugetraut; doch beweiſt das weniger gegen Dich als gegen mich: Du haſt meine anzüglichen Zweifel widerlegt, ich aber ſteh' da im vollen Glanze des — Blamirtſeins.

Nun aber zu der Dur-Tonart Deines Briefes; — wie kann man ſo empfindſam und hinterdrein noch ſo nachträgriſch ſein?! Und das Alles mir gegenüber, der ich von jeher zu den nicht zurechnungsfähigen Leuten gehört habe, die ſagen können was ſie wollen — weil man ſie auslacht, günſtigſten Falles belacht. Ich kann mir aber nicht denken, daß es was apart Schlimmes geweſen ſei. Ich will Dir ſagen, wie die Sache vermuthlich liegt: wir waren beide höchlichſt verſtimmt und mochten Grund dazu haben (für mich ſteh ich ein). In ſolcher Verfaſſung macht man Scherze, die oft mehr bitter als witzig ſind, und nur vor milden Ohren noch allenfalls als das erſcheinen, was ſie ſein wollen. Verſtimmung aber iſt kein milder Richter und nimmt ſelbſt das halbweg Gelungene vor's Secirmeſſer, und ſchneidet daran herum bis das Lachen und Weinen des Humors zu häßlicher Fadheit und — Bitterkeit wird. Wenn das am grünen Holze geſchieht, was dann am dürren? und ich leugne nicht, daß mein Brief viel Dürres gehabt haben mag. Wie könnt' es anders ſein? man giebt was man hat. Die Verhältniſſe hatten mich ſehr ausgetrocknet, es war Wüſte überall: im Kopf, im Herzen und vor allem im Beutel. — Ich habe ſehr traurige Monate zugebracht und ſo recht kennen gelernt, entweder wie ſchwer es überhaupt iſt, auch nur das beſcheidenſte Brot zu finden,

oder aber wie wenig Leute es giebt, die bereit sind, es Einem suchen zu helfen. Freilich darf ich mit Freude und Genugthuung hinzufügen, daß meine eigentlichen Freunde (Lepel[1]) an der Spitze) sich mit wahrer Generosität gegen mich benommen haben, aber solche Rettungsmittel von heut auf morgen frommten mir verhältnißmäßig wenig und wo es galt den Einfluß Fernerstehender (die mir meine Verse oft genug gelobt und mich ein liebenswürdiges Menschenkind genannt hatten) geltend zu machen, da waren die Maul-Mäcene, die da glaubten mit ihrer Thee-Lurke und ihren häßlichen Töchtern alles abgemacht zu haben, niemals zu Hause. Hol die Pest alle feigen Memmen, — der Himmel aber bewahre jeden ehrlichen Menschen vor Bittstellerei, Antichambriren und Bedientengesichtern.

Auf welche Weise ich mich schließlich aus der Affaire gezogen habe, das möge einem zweiten Briefe vorbehalten bleiben. Für heute nur die Mitteilung, daß ich seit November v. J. wenigstens wieder zu essen habe, wenn auch nicht allzuviel. Am 14ten August, just im höchsten Hunger-Stadium, ward mir ein kleiner Junge geboren[2]) ein liebenswürdiges, reizendes Kind, das kein Mensch, mit Ausnahme seiner Eltern, schön finden will, — diese aber auch doppelt und dreifach. Würmchen heißt George Emile. Den Namen „Theodor" verweigerte ich, trotz Bitten meiner Frau, mit Beharrlichkeit, da ich meinen Ruhm auch mit meinem Erstgebornen nicht theilen will. Mag er selbst dafür sorgen, vielleicht als Staatsmann oder Feldherr[3]).

[1]) Vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig". 5. Aufl. S. 147, 179, 189f., 192, 195f., 201, 281, 283, 322ff., 359, 362, Bild: 336, 352, 368.

[2]) Vgl. den Brief an Friedrich Witte v. 17. Aug. 1851 in der zweiten Sammlung der Briefe (F. Fontane & Co. 1910.)

[3]) George Fontane starb als Hauptmann und Lehrer am Haupt-Kadettenhause in Lichterfelde am 24. September 1887. Vgl. „Theodor Fontanes Briefe an seine Familie". 2. Band. Seinen fünften Sohn hat Fontane aber doch Theodor genannt.

Wend' ich mich vor Thores Schluß wieder zu Dir. Ich ſehe binnen kürzeſter Zeit detaillirten Mittheilungen (ich kann nicht mal die Fragen aufſchreiben, ſie würden einen Brief füllen) von Dir entgegen; leicht möglich, daß ich mit einem Beſuche (freilich dann allein, da meine Frau das Kind nicht verlaſſen kann) darauf anworte. Leider iſt es mir verſagt der Einladung eine Einladung folgen zu laſſen, denn der beſte Theil unſerer Wohnung (Louiſenſtraße No. 35) iſt chambre garnie vermiethet[1]) und nur zwei Zimmerchen ſind zu unſrer Verfügung. Leider bleibt mir nicht einmal der Troſt beſſrer Zeiten; ich muß Gott danken, wenn es bleibt wie's iſt. Nun leb mir wohl, empfiehl mich Deiner Frau, von der ich aus alten Zeiten her große Stücke halte und befriedige die Theilnahme und die Neugier Deines

Th. Fontane.

Meine Frau grüßt herzlich!

Schreib mir unter anderm auch, wie Du mit Prutz auseinander gekommen biſt; ich war ſehr erſtaunt.

32. Wolffohn an Fontane (Berlin).

Deſſau, 25. Januar 1852.

Wie ſehr ich Dich lieb habe, mein Theodor, das hätteſt Du vorgeſtern deutlich genug in meinen Mienen leſen können, wenn Du mich hier auf dem Wege von der Poſt nach meiner Wohnung ſaheſt. Ich hatte mir eben Deinen Brief geholt, und las auf offener Straße bei hellem Sonnenſcheine. Ungeſtört iſt dergleichen freilich auch nur in unſerm lieben Deſſau zu bewerkſtelligen, da die Gefahr von jemand angeſtoßen oder gar überrannt zu werden, hier ſelbſt in der Jahrmarktszeit zu den ſanguiniſchen Vorſtellungen gehört.

[1]) An Friedrich Witte. Vgl. Fontanes Briefe zweite Sammlung erſter Band S. 39. (Fontane & Co 1910).

Alter Freund! Laß mich hoffen, daß die bitteren Erfahrungen, die ich Euch ſchmerzlich nach empfinde, Dir nicht zu tief ins Herz gefreſſen. Ich wüßte wenige, die nicht ſchweres Lehrgeld haben zahlen müſſen, um nur dieſes ganze Pack gründlich verachten zu lernen, aber auch um an einzelne Menſchen wärmer und inniger glauben zu lernen. — Davon werden wir uns beide noch viel zu ſagen haben.

Detaillirte Mittheilungen von mir darfſt Du um ſo weniger erwarten, je näher Du mir Deinen Beſuch in Ausſicht ſtellſt. Wenn Du mit den bloßen Fragen einen Brief füllen kannſt, ſo brauche ich zur Beantwortung doch mindeſtens den Raum von einem halben hundert Briefe. Da ſollt' ich der Narr ſein, ein paar volle Tage ans Schreiben zu wenden, damit Du ja kommſt und ich dann um ſo weniger zu reden habe! Schöne Oekonomie das! Ich bitte Dich —

„ſchone nicht meine Lunge!"

Aber ernſtlich! Wir müſſen uns ſehen, wir haben unendlich viel mit einander auszutauſchen, und darum ſchieben wir unſre Zuſammenkunft ja nicht lange hinaus. Ich käme gern nach Berlin; doch abgeſehen davon, daß ich in den erſten Tagen meiner Häuslichkeit mich nicht ſo bald aus ihr entfernen möchte, wäre auch mein Beſuch viel zu koſtſpielig. Gaſthofsrechnungen! Du weißt, was das ſagen will. Dir hingegen koſtet Dein Aufenthalt hier gar nichts — und fallen Dir die Reiſekoſten ſchwer, ſo läßt ſich auch davon noch reden. Alſo überlege nicht zu lange; was Du Dir aber überlegen magſt, iſt, ob Du nicht hier Katz etwas zum Verlag anbieten kannſt, damit ſich das Nützliche mit dem Angenehmen (wie ich mir ſchmeichle!!) verbinde. Nur ſchreibe, wie, wo und wann?

Im Frühjahr muß übrigens auch Deine Frau 'mal her. Wird ſich doch wohl mit dem lieben Kindlein, dem ich das beſte Gedeihen wünſche, irgendwie arrangiren laſſen. Die reine Luft hier würde ihr ſehr wohlthun. Deſſau iſt äußer-

lich ein allerliebstes Städtchen und hat eine reizende Umgebung.

Meine Emilie grüßt herzlich und gratulirt zum Erstgeborenen.

Auf Wiedersehen also!

Dein

W. Wolffsohn.

Im Oktober habe ich mit Schauenburg[1]) in Bonn ein paar Tage zugebracht.

33. Fontane an Wolffsohn (Dessau).

Berlin, d. 1ten Februar 52.

Mein lieber Wolffsohn.

Ich kann den Carnevals-Monat nicht fröhlicher beginnen als mit einigen Zeilen an Dich und der Vorstellung, daß ich innerhalb weniger Tage Dich wiedersehen werde. Deiner freundlichen Einladung bin ich nicht im Stande zu widerstehen. Aller Wahrscheinlichkeit nach komm' ich nächsten Mittwoch (den 4ten) mit dem ersten Zuge. Paßt Dir's nicht, so schreibe noch vorher; umgekehrt werd' ich Dich im Verhindrungsfall nicht nur durch mein Ausbleiben sondern auch durch einige Zeilen von meinem Abgehaltensein in Kenntnis setzen. Solchen Brief würdest Du aber auch erst am Mittwoch erhalten können, da ich immer erst Dienstag Mittag erfahre, ob meine Anwesenheit für den nächsten Tag nöthig ist oder nicht.

Für Katz was mitbringen wird seine Schwierigkeit haben; meine neuen Arbeiten füllen nicht annähernd einen Band und sind nur gerade ausreichend, um Früheres zu vervollständigen. Dies war sogar (so viel das bei freier Production noch möglich ist) bewußter Zweck beim Niederschreiben.

[1]) Vgl. „Zwanzig bis Dreißig." 5. Aufl., S. 92 f., 100.

Auf die Gefahr hin mich lächerlich zu machen und denen zugesellt zu werden, die einsame Wandrer auf der Landstraße anfallen, um ihnen ihre Gedichte vorzulesen, — werd' ich trotz alledem und alledem eine leibliche Rocktasche voll Manuskripte mitbringen, wobei ich Dir nicht einmal den Trost geben kann, daß die Tasche ein Loch hat. Sei also auf alles gefaßt, stärke Dich vorher durch kräftige Nahrungsmittel, laß aber Deinen Geist hungern, damit er allenfalls auch an dem ausgekochtesten Gedanken-Rindfleisch einigen Geschmack findet. Nun leb mir wohl, nimm Grüße von mir und meiner Frau an Dich und die Deine und recke die Arme zum Empfang Deines

Th. Fontane.

34. Wolffohn an Fontane (Berlin).

Dessau, 3. Febr. 1852.

Lieber Theodor!

Deine Rocktasche erinnerte mich an ein Faktum von Ludwig Wihl[1]), das mir im vorigen Sommer ein Frankfurter erzählte; ich muß aber bemerken: sans comparaison. Ludwig Wihl hat bekanntlich eine Leidenschaft zum Vorlesen seiner Gedichte, wie kein Staubgeborener. Da er nun keine so reizenden Gedichte schreibt wie Fontane und ähnliche Kerle, so ist der schrecklichste der Schrecken — Ludwig Wihl mit einem Blatt in der Hand. Ein Frankfurter Damenkreis lockte ihn herbei, um sich über ihn lustig zu machen, wurde aber bald aus dem Spaß herausgelesen, Wihl kam jeden Sonntag und las die Damen halbtodt. Endlich faßt sich die Tochter vom Hause ein Herz und als er eines Sonn-

[1]) Geb. 1807, gest. 1882. (Schr.: Gedichte, Englischer Novellenkranz, Geschichte der deutschen National-Literatur, Westöstliche Schwalben.)

tags erſcheint, nimmt ſie höflich ſeinen Überrock in Verwahrung, greift heimlich in die Taſche findet richtig ein dickes Packet Gedichte, und bringt das dahin, wo weder Mond noch Sonne es beſcheint. Nach einer halben Stunde ſpürt Wihl Leſeluſt; er eilt nach ſeinem Überrock, ſucht in der Taſche — die iſt leer. Verſtört kommt er herein und klagt den Damen ſeine Zerſtreutheit, in welcher er das ihnen zugedachte Manuſcript vergeſſen. Das junge diebiſche Mädchen triumphirt: aber Wihl ruft nach kurzem Beſinnen: halt! hier habe ich noch mehreres in meiner Buſentaſche! — Er fängt zu leſen an und die Tochter vom Hauſe grollt halbohnmächtig mit den ewigen Mächten.

Daß ich die Arme zu Deinem Empfang recken werden in allen Dimenſionen, ich möchte faſt ſagen auf breiteſter Grundlage, brauche ich Dir nicht erſt zu verſichern.

Ich habe Dir in meinem letzten Briefe ſchon angedeutet, daß ich anfange, das „Nützliche mit dem Angenehmen“ (verwünſchtes Philiſterprinzip) verbinden zu lernen. Ein neuer Beweis meines ſich entwickelnden Utilitarierſinnes in Folgendem:

Eben war meine Frau im Begriff, ſich aus Leipzig ein größeres Kaffeebret, als wir haben, zu erbitten — da kommt die Ankündigung Deines Beſuches, und ich rieth ihr, den kaffeetrunkenen Blick nach Berlin zu wenden, wo man die ſchönſten Bretter aller Art hat, nur die unter Hülſen ausgenommen. Ein hübſches aber einfaches bring uns mit, die Länge — eine Elle — im Preiſe von 2 Thlr., die ich hier beiſchließe. Soll es durchaus ein paar Groſchen mehr koſten, und Du willſt ſie auslegen, ſo erſtatte ich Dir dieſe.

Nun auf glückliche Ankunft! Viele Grüße an Deine Frau und die Deinen. —

Wolffohn.

35. Fontane an Wolffohn (Deſſau).

Berlin, d. 27ten Februar 52.
Louiſenſtraße 35.

Mein lieber Wolffohn.

Auf die Gefahr hin, daß Du auch von mir mal ſchaudernd berichteſt: „er ſchrieb an mich auf — Packpapier“ — erhältſt Du dieſe Zeilen dennoch auf nicht viel was Beſſerem. Ich hätte früher von mir hören und die Verſicherung, daß ich mich über Deine Häuslichkeit herzlich gefreut habe — eher in Deine Hände gelangen laſſen, wenn ich nicht Tag um Tag voll Erwartung des Briefes an Profeſſor v. d. Hagen[1]) und einiger begleitenden Zeilen geweſen wäre. Sie blieben und — bleiben aus, ſo gönne mir denn die Initiative!

Meine Reiſe zu Dir hat allerhand Schönes in mir zurückgelaſſen: Anſchauungen, Bilder, Erinnerungen und — einen Naſen-Polypen. Wenige Tage nach meiner Rückkehr erklärte mir mein Arzt, daß ſich in Folge chroniſch gewordenen Schnupfens ein liebliches Schmarotzergewächs der Art ausgebildet habe. Ich war ſehr niedergeſchlageu, und bin es meiſtentheils noch, da die Läſtigkeiten beim Sprechen (das ewige Näſeln) mich täglich hundertfach an meinen Jammer erinnern.

An Siegmund Wolff[2]) ſchrieb ich gleich und legte einige überaus anerkennende, herzlich wohlwollende Zeilen Varnhagens[3]) (an den ich mich in Deinem Auftrage gewandt hatte) bei. Die Antwort erſiehſt Du aus der Anlage; — dummerweiſe hat das Wölffchen auch die Varnhagen'ſchen Zeilen verloren, ſo daß wir der beſten Empfehlung wiederum ent-

[1]) Germaniſt, damals Profeſſor der deutſchen Literatur an der Univerſität in Berlin.

[2]) Verleger.

[3]) Karl Auguſt Varnhagen von Enſe, geb. 1785 in Düſſeldorf, geſt. 1858 in Berlin, der damals in Berlin lebte.

behren. Ich frage hiermit bei Dir an, welche weiteren Schritte ich mit dem A. Jung'schen[1]) Manuskripte thun soll! Hat Hertz[2]) es schon in Händen gehabt?!

Meine eignen Angelegenheiten stehen für den Augenblick nicht ganz schlecht. Bei Humboldt, — an den ich mich schriftlich wandte — erlebt' ich zwar einen glänzenden Abfall, doch hat sich die Preußische Zeitung bereit erklärt, mir gegen Einsendung von Feuilleton-Artikeln etc. mein jetziges Gehalt zu lassen, sodaß wenigstens für meine zurückbleibende Frau gesorgt ist[3]). Ob ich das Reisegeld noch auftreiben werde, steht bei den Göttern; — es wäre hart, wenn an solcher Lumpensumme die ganze Angelegenheit scheiterte.

Mit Katz hast Du wohl noch nicht gesprochen? Es könnte auch ohnehin nichts draus werden, da — gleichviel ob ich reise oder nicht — mir alle Muße und Muse fehlen würde, die Übersetzungen zu vervollständigen.

Wie geht Dir's? Bist Du noch immer der einzige Mensch in Dessau, der vor einem herzoglichen Wagen *nicht* den Hut abnimmt? Ist das Haus des Conditors noch immer das einzige, in das Du aus und eingehst? Gieb mir Antwort auf meine Fragen; was Du aber auch über Deine Zukunft beschließen magst, — *vor allem hüte Dich vor Berlin.* Es hat alle Reize, die Du ihm giebst, aber die Concurrenz ist unglaublich und wird nur noch durch die Kargheit in Lob und Anerkennung übertroffen, die hier dem Strebsamen die geistige Lebensluft entzieht, deren er zu seiner innern und

[1]) Alexander Jung, geb. 1799 zu Rastenburg, gest. 1884 in Königsberg. Es handelte sich um das Manuskript des später (Mainz 1854) erschienenen Werks „Goethes Wanderjahre und die wichtigsten Fragen des 19. Jahrhunderts", für das Wolffsohn dem Verfasser einen Verleger zu verschaffen suchte.

[2]) Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung), in dem später (1861) zuerst Fontanes Balladen erschienen.

[3]) Fontane war im Begriffe, nach London zu reisen. Vgl. „Theodor Fontanes Briefe an seine Familie." 1. Band, S. 1.

äußern Existenz bedarf. Du bedarfst befreundeter Herzen, ermunternder Worte — beides ist hier rar; aber an schlechten Witzen ist Überfluß und der Berliner ist das fleisch- und beingewordene nil admirari. — Darüber ein andermal mehr. Empfiehl mich Deiner lieben Frau, die ich auf's Neue schätzen und lieben gelernt habe, angelegentlichst, und laß gelegentlich von Dir hören.

Th. Fontane.

36. Wolffohn an Fontane (Berlin).

Dessau, 29. Februar 1852.

Lieber Theodor.

Nicht „gelegentlich", sondern gleich beantworte ich Deinen langersehnten Brief, wenn auch gerade in diesem Augenblicke ein katarrhaler Zustand — vielleicht durch den Schreck über Deinen Nasenpolypen gesteigert — sich mir bis zu fieberhafter Zerschlagenheit fühlbar macht.

Daß ich die Epistel an Nibelungen-Hagen, oder vielmehr das, was ich damit bezweckte, habe bleiben lassen, ist großentheils Folge derselben Erwägung, die Du mir jetzt mit so innigem Verständnis meines ganzen Wesens nahe legst. Um die Lorbeeren der Singakademie war und ist es mir nicht zu thun; nur ein Debut, an das sich möglicher Weise ein Engagement knüpft, könnte mir unter meinen gegenwärtigen Verhältnissen noch wünschenswerth sein; an Zeitungslob, den Huldigungen ästhetisirender Salons, collegialen Gelehrtencomplimenten u. dgl. habe ich bei mehr als hundertmaligem Auftreten mich längst übersättigt und darum thue ich jetzt wahrlich keinen Schritt aus meinem Zimmer. Ob ich aber selbst von dem glänzendsten Succeß in der Singakademie etwas Reelles zu erwarten hätte, wurde mir bei näherer Betrachtung mehr und mehr zweifelhaft. Meine eigenen Er-

fahrungen und zum Theil auch die Deinen fallen ſchwer in die Wage. Ein wahrſcheinlicheres Reſultat dieſer Gaſtrolle wären allenfalls mancherlei geſellige Annehmlichkeiten bei dauerndem Aufenthalte in Berlin. Aber daran denk' ich nicht mehr. Täglicher Verkehr mit einem ſo lieben Menſchen wie Du es mir biſt, hätte mich freilich die ſchneidende Luft Berlins weniger empfinden laſſen — nun gehſt auch Du fort und da wäre ich ein Narr, den Aufenthalt an Orten, wo ich Freunde habe, wo auch das Wenige, was ich leiſte, zur Geltung kommt, mit einer kalten glänzenden Fremde zu vertauſchen. Ob Braunſchweig, ob Dresden iſt fortan noch die einzige Frage, zu deren Entſcheidung gelegentlich auch Dein Rath mitwirken ſoll. Einſtweilen lebe ich hier in glücklicher Zufriedenheit; die kurze Charakteriſtik in Deinem Briefe iſt immerhin treffend genug. Freilich als Du nach warmdurchſprochenen Stunden mit dem Dampfwagen davon ſauſteſt, hatte ich ſtark mit wehmütiger Sehnſucht zu kämpfen.

Um Deine eigenen Angelegenheiten mache Dir nicht zu viel Sorge, lieber Freund. Ich habe viele und wohlgegründete Hoffnung, Dir, im Falle Deine Verſuche mißglücken, doch helfen zu können — wenn ich nur erſt aus dem Dilemma zwiſchen Jung und Dir heraus bin.

Alſo zuallervörderſt Jung betreffend: ich poche noch einmal ſelbſt bei Wolff an, und dies ziemlich ſtark. Beifolgende Zeilen an ihn kannſt Du leſen, dann mit Oblate zuſiegeln, und vielleicht noch mit einem „Auch ich" u. ſ. w. begleiten. Sagt aber Wolff gleichwohl: „es giebt nur einen Lehmann!", ſo wende Dich mit Grüßen von mir u. ſ. w. u. ſ. w. an Hertz. Zuvor jedoch, und zwar ſofort mußt Du noch einmal zu Varnhagen; ich beauftrage Dich hiermit feierlichſt ihn zu beſuchen, ihm zu ſagen, daß Wolff entweder ſo dumm geweſen, die ſchönen Zeilen zu verlieren, oder, was wahrſcheinlicher, ſo klug geweſen, das werthvolle Autograph zu unterſchlagen; um des armen Jung willen aber möge er ſich

ja gleich noch einmal bemühen, ſintemalen ich, (der dem Herrn Geh. Legationsrathe ſich mit herzlicher Verehrung empfiehlt und bald ſchreiben wird) Freitag den 5. März nach Braunſchweig reiſen will (hiſtoriſches Faktum!) um daſelbſt bis Montag zu bleiben — Zeit genug alſo mit den dortigen Buchhändlern Vieweg und Weſtermann über Jung zu ſprechen, bei denen aber zieht Varnhagen außerordentlich! Du ſiehſt, es iſt kein Tag zu verlieren; ſuche es ja möglich zu machen, daß Varnhagens empfehlende Zeilen ſpäteſtens Donnerstag Abends in meine Hände gelangen. Nach meiner Rückkehr von Braunſchweig will ich Dir gleich ſchreiben.

Mit Katz habe ich allerdings geſprochen, und wie! mit tauſend Zungen. Er meinte, über 20 Balladen ließe ſich weit eher als über 10 reden; buchhändleriſche Rückſichten, die ich ihm nicht verübeln kann, und doch thut es mir um jeden Tag leid, den Du mit Veröffentlichungen dieſer wunderbaren Dichtungen zögerſt. —

Deinen Naſenpolypen ſuche ja los zu werden, ich bitte Dich. Scheue den Schmerz nicht und laß ihn entwurzeln, wofern nicht der Arzt mit Sicherheit von gelinderen Mitteln gleichen Erfolg verſpricht.

Könnteſt mir einen rechten Gefallen thun, wenn Du Dich bei dem ruſſiſchen Theehändler (ich glaube auf der Charlottenſtraße) erkundigen wollteſt, wie hoch er ein Pfund ruſſiſchen Thee verkauft.

Schließlich noch den feſteſten Händedruck und die innigſten Grüße Deiner lieben Frau, die wir doch jedenfalls hier ſehen werden. Deinem Jungen flüſtere mal meinen Namen ins Ohr und ſieh, welch ein Geſicht er dazu macht.

Dein W. Wolffſohn.

Ich benutze die Gelegenheit, die ſich mir durch Wilhelm bietet, Ihnen nochmals recht herzlich für Ihren freundlichen Beſuch zu danken. Leider werden uns ſo ſchöne Stunden nicht oft geſchenkt; wir erinnern uns Ihres Hierſeins mit

wahrer Freude. Kommen Sie doch ja bald wieder zu uns. Wir rechnen darauf. Unſere Segenswünſche begleiten Sie, wohin Sie auch immer gehen werden. Möge der Allgütigſte Ihr Streben lohnen und Sie wie Ihre liebe Frau Gemahlin und Ihr Söhnchen mit dem ſchönſten Glück erfreuen.

Ich bitte, empfehlen Sie mich Ihrer lieben Frau Gemahlin aufs wärmſte.

Ihre
freundſchaftlich ergebene
Emilie Wolffsohn.

37. Fontane an Wolffsohn (Deſſau).

(Berlin, ohne Datum.)

Mein lieber Wolffsohn!

Es war mir geradezu unmöglich die Jung'ſche Angelegenheit und was alles drum und dran hing in 2 mal 24 Stunden zu beſorgen. Deinen Brief erhielt ich am 1ten oder gar erſt am 2ten; am 5ten wollteſt Du bereits reiſen, ſo hatt' ich denn höchſtens zwei Tage zu einem Gang in die Hertz'ſche Buchhandlung und zu einer Viſite bei Varnhagen. Hertz aber würde ſich ſchwerlich ſo raſch entſchieden haben. Dazu kam, daß eine abermalige Attaque auf Varnhagen mir — wie die Berliner ſagen — völlig gegen die Leber war und ich ſtatt deſſen es vorzog die erſte Empfehlung nöthigenfalls mit Gewalt dem Autographenſammler Wolff & Compagnie aus den Zähnen zu reißen. Nach wiederholten Angriffen von meiner Seite, die ſchließlich mit ſchwerem Geſchütz geführt wurden, bin ich endlich Sieger geblieben und ſchicke Dir beifolgend die eingebüßte, nun wiedereroberte Trophäe. — Ich denke, geſtützt auf dieſe Varnhagenſchen Zeilen kannſt Du Dich ſofort an Vieweg wenden; der Zettel — ich kenne den Rummel — iſt ihm bei Beurtheilung des Manuſkript's

ungleich wichtiger als das Manuſkript ſelbſt. Dies letztre werd' ich heut oder ſpäteſtens morgen an Hertz ſenden. Schilt es nicht Saumſeligkeit, wenn das erſt jetzt geſchieht; — aber einmal bin ich feſt überzeugt, er nimmt es doch nicht, dann — und das mag mich zumeiſt entſchuldigen — ſteck' ich dermaßen in Arbeit und Reiſevorbereitungen drinne, daß ich wirklich über blitzwenig freie Zeit verfüge. Die ſchriftliche Hertz'ſche Antwort werd' ich Dir, gleichzeitig mit dem Manuſkript, (er müßt' es denn behalten wollen) nach Deſſau einſenden.

Eben leſ' ich Deinen Brief nochmal mit Aufmerkſamkeit durch und erſehe daraus, daß Du aller Wahrſcheinlichkeit nach aus Braunſchweig längſt zurück biſt. Ich halt' es in dieſem Fall doch für beſſer, die Varnhagenſchen Zeilen noch erſt bei Hertz wirken zu laſſen, — begnüge Du Dich derweil mit einer Abſchrift, die ich dieſen Zeilen beipacken werde.

Mit meinem Polypen iſt es nichts, was mich — da meine Reiſe auf den 3ten April feſtgeſetzt iſt — natürlich ſehr glücklich macht; — ſolche Geſchichte hätte mir meinen ganzen engliſchen Aufenthalt total verleidet.

Die erforderlichen Gelder hat mir ſchließlich doch mein Papa aufgetrieben. Wenn es zum Äußerſten kommt iſt es doch immer die Familie, die für Einen einſteht, — drum wohl dem, der eine hat. Unter meinen Freunden hier an Ort und Stelle hat ſich nur, wie immer, mein alter Lepel[1]) bewährt.

Daß Katz keine Luſt verſpürt hat, auf die Balladen anzubeißen, wundert mich weder, noch thut es mir leid. Er iſt auch keineswegs der Verleger, den ich mir wünſche und filzt in mehr als landesüblicher Weiſe; — und das will viel ſagen. Vor 14 Tagen oder gar ſchon vor 3 Wochen ſchrieb ich an ihn: „ich würde reiſen, brauche viel Geld und habe wenig; — dies beſtimme mich, ihm die 2te Auflage meiner

[1]) Siehe Brief 31.

Rosamunde für die Hälfte des geforderten Honorars zu überlassen, wenn er es mir noch in diesem Monat einsenden wolle." Darauf keine Antwort. Ich muß bekennen, das ist etwas starker Toback, und Du magst ihm sagen: er könne mir gewogen bleiben. Dieser Schritt von meiner Seite war der letzte; aber ich werde mich hinfort auch nicht sehr geniren und am allerwenigsten mich für irgendwie gebunden halten. Empfiehl mich Deiner von mir überaus verehrten Frau und dank' ihr in meinem Namen herzlich für ihre freundlichen Zeilen. Du laß so bald wie möglich hören, denn über ein Kleines schreiben wir Matthäi am letzten.

Leb wohl

Dein Th. Fontane.

38. Fontane an Wolffohn (Dessau).

Berlin, Freitag.

Mein lieber Wolffohn.

Auf einem beau-reste des gestern Abend spät von Hertz erhaltenen Ablehnungs-Schreibens, schick' ich Dir diese voraussichtlich letzten Zeilen vor meiner Abreise nach London. Anbei erfolgt auch die Varnhagensche Empfehlung, die sich trotz ihrer liebenswürdigen Abfassung nicht zureichend erwiesen hat. Der arme A. Jung, in dessen Situation ich mich hinein versetzen kann, thut mir in der Seele leid; — aber andrerseits, wie kann man heutzutage solche Bücher[1]) machen! Man muß sich schon Zeit nehmen, um die „Wanderjahre" des großen Meisters zu lesen, über die pietät-reichen Commentare des Schülers geht die Welt zur Tagesordnung über. Wenn wir den nächsten großen Krieg hinter uns haben und die von Strapatzen und Blutverlust müdgewordene Mensch-

[1]) Siehe Brief 35.

heit sich wieder auf ein 30 Jahre langes Ruhebett wirft, mag Jung sein Manuskript zum zweiten Mal in die Welt schicken. Es ist nicht liebloser Spott, was ich schreibe; — es ist nur Wahrheit. —

Von Katz erhielt ich mirabile dictu! (vielleicht in Folge einiger Rippenstöße von Dir), schließlich doch noch einen Brief, der mich ehrlich gestanden etwas zum Lachen brachte. Ich schrieb' ihm: da Sie noch Exemplare haben und ich Geld brauche, gedenk' ich mich mit der Hälfte des Honorars zu begnügen, wenn Sie es mir jetzt schicken. Ich betrachtete dabei so zu sagen die einzuschusternden 5 Louisd'or wie 100 Procent Zinsen, die ich ihm für ein Darlehn von 5 Louisd'or zu zahlen bereit war. — Seine Antwort darauf ist sehr komisch; erst schreibt er mir was ich weiß, daß noch Exemplare da sind (sonst würd' er zu mir kommen und nicht ich zu ihm) und acceptirt von meinem Vorschlage weiter nichts als die Reducirung des dermaleinst zu zahlenden Honorars auf die Hälfte. Ich dachte auf einen gebotenen Profit würde er mit einer Gefälligkeit antworten, statt dessen ist er nicht abgeneigt (sehr freundlich!) auf den Vortheil einzugehen, ignorirt aber das geforderte Gefälligkeits-Äquivalent völlig. —

Doch schon zu viel über die Lapperei! Leb wohl, empfiehl mich Deiner Frau aufs Herzlichste, Du laß bald von Dir hören, wenn mich Dein Brief noch treffen soll.

Dein

Th. Fontane.

Bestimm auch über das Manuskript! Nöthigenfalls — wenn Du nicht vorher schreibst — besorgt meine Frau das Erforderliche.

39. Wolffohn an Fontane (Berlin).

Deſſau, 2. April 1852.

Liebſter Theodor.

Es iſt dies nicht der Augenblick, auf die Einzelheiten Deiner letzten Zuſchriften einzugehen. Dieſe Zeilen ſollen Dir nur meine herzliche Freude über das Gelingen Deines Planes kundgeben, und meine und meiner Frau innige Segenswünſche bringen. Die Liebe geleite und beglücke Dich! Deiner guten Frau Kraft und Muth bei der unvermeidlichen Trennung und ein baldiges, ein frohes Wiederſehen!

Gieb bald Nachricht Deinem

Wolffohn.

Jungs Manuſkript würde ich mir pr. Buchhändlergelegenheit. (durch Katz) erbitten.

40. Fontane an Wolffohn (Dresden)[1].

Berlin d. 16ten Novemb. 52.

Louiſenſtraße 35.

Mein lieber Wolffohn aus Odeſſa.

Wenn ich mich frage, wie lang' iſt es, daß Du an Wolffohn aus Odeſſa ſchreiben willſt, ſo krieg ich Luſt mir die ſelbſtgeſtellte Frage mit: „ſeit mehreren Jahrhunderten" zu beantworten; ſo lange kommt es mir vor. Genauer betrachtet ſind es dann freilich nur ſechs Wochen, denn juſt ſo lange bin ich von England zurück. Ich habe inzwiſchen von Dir gehört; Dr. Pabſt[2] ſchöpft mit mir politiſche Weisheit an

[1] Wolffohn war inzwiſchen nach Dresden übergeſiedelt.

[2] Dr. Jul. Pabſt war bis 1852 Erzieher im Hauſe des Generaldirektors von Lüttichau in Dresden geweſen, und 1852 nach Berlin gekommen, wo er ſich literariſchen Arbeiten widmete, ſpäter Dramaturg am Königl. Hoftheater in Dresden. † 1881. Siehe auch S. 132 in Band 1 der Briefe Fontanes, zweite Sammlung.

einer und derſelben Quelle und brachte mir auf gut Glück, Grüße von Dir. Ich wette, Du haſt ihm gar keine aufgetragen. Schreib' mir doch, was mein College eigentlich für ein Männecken iſt; er hält ſo wohlgeſetzte Reden (alles gleich druckreif) wie man ſie nur im Elbflorenz zu hören kriegt, alles wunderſchön aber langweilig, glatt aber auswendiggelernt, ſo daß man immer rufen möchte: „ſiehe Leſſing, Theil III pag.: 199". Meine erſte Begegnung mit ihm war ſehr komiſch: „ah, Herr Fontane?! ich habe mehrere Artikel von Ihnen im Deutſchen Muſeum geleſen; vortrefflich, geiſtvoll, intereſſant". Als er ſo ſprach, ſah ich die einſame Geſtalt des „Tages von Hemmingſtedt" (dieſes Unicums meiner Muſeum-Thätigkeit) mit zwei ſächſiſchen Kaſſenſcheinen in jeder Hand raſch an mir vorübergehn und wollte Herrn Pabſt begreiflich machen, daß er trotz der Unfehlbarkeit ſeines Namens auf einem leidlichen Holzwege ſei, als er mir, beſchwichtigend, in die Rede fiel mit einem: „O bitte, bitte! intereſſant! ich erinnere mich ſehr wohl." Die Lewald[1]) ſagte mal: „Lepel, Ihre Liebeslieder kann ich nicht leiden", ſie citirte dann als Beweis ein Gedicht wo 2 Traſtreveriner drin vorkommen, die ſich 7 Strophen hindurch keilen und zuletzt faktiſch todt ſchlagen. An dies Irrthümelchen mußt' ich wieder denken. Nun aber eine ungleich wichtigere Frage: haſt Du auch von mir gehört? Ich ſah Devrient oder wie Pabſt und jeder ächte Dräsdner ſagt: „den Emil" mehrfach in London, unter andern bei Bunſen[2]), wo er der bewunderte Stern des Abends war, während ich auf einem ausgeblaßten blau-Atlas-Stuhl mich ennuyirte mit wenigſtens 6 Möpſe-Kraft. Wär ich „Stern" geweſen, hätt' ichs vermuthlich intereſſanter gefunden. So aber war meine Seele gelb vor Neid, viel gelber als meine Handſchuh, die

[1]) Fanny Lewald, die Romanſchriftſtellerin.

[2]) Preußiſcher Geſandter in London. Vgl. die Briefe Fontanes an Friedrich Eggers v. 2. Juni 1852 in der zweiten Sammlung der Briefe, erſter Band. (Berlin, F. Fontane & Co. 1910).

ich eine halbe Stunde lang mit Brotkrume gesäubert und auf die Art mich überhaupt erst erscheinbar gemacht hatte. Ach, man ist nichts, wenn man aus seinem eigentlichen Boden gerissen ist; Leute, die hier mit meiner Bekanntschaft renommiren würden, wandten mir dort den Rücken; aber ich habe sie mir alle gemerkt und wenn ich mal Gesandter werde — was ich durchaus nicht für unmöglich halte — so sollen sie alle auf verblaßten blau-Atlas sitzen und hungern (wie ich) daß ihnen die Schwarte knackt. — Vielleicht sind Dir auch „Londoner Briefe" im Feuilleton der langweiligsten Zeitung Deutschlands[1]) (und das will viel sagen) zu Gesicht gekommen; — ist dem so, so weißt Du auch annähernd wie mir's in England ergangen ist, oder richtiger, wie ich's gefunden habe. Für jene Briefe such' ich jetzt einen Verleger; — kannst Du mir dabei behülflich sein? Katzen will ich weder, noch will er[2]).

Meine Frau ward in meiner Abwesenheit entbunden; das Kind starb wieder; alles das beschleunigte meine Rückkehr, die ich sonst wohl noch um ein Paar Wochen verschoben hätte.

England ist groß, schön, erhebend, aber auch wieder klein, beschränkt und langweilig. Der äußere Mensch hat es dort weiter gebracht, jede Art der Repräsentation steht in Flor und läßt uns als bloße Stümper erscheinen, wir versteigen uns knapp bis zur Nachahmung, auch dazu sind wir noch zu pauvre. Aber innerlich sind wir weiter und überhaupt wohl die ersten. Die Menschen sind überall bornirt, nur hier nicht; das macht, wir sind klug, bescheiden und gerecht. Vielleicht daß wir nach Gottes Fügung als Nation flöten gehn, dann aber werden wir der Sauerteig sein, der aus dem Mehl und Wasser der übrigen erst was macht. In Kunst und Wissenschaft sind wir die Nonpareils; vor England haben wir beides voraus, vor Frankreich mindestens das letztere, wie

[1]) „Preußische Zeitung".

[2]) Die Londoner Briefe sind 1854 doch bei Katz unter dem Titel „Ein Sommer in London" erschienen.

wohl auch unſre Kunſt ſolider iſt und wir ihm das leidige Virtuoſenthum gönnen mögen. — Dieſer Brief iſt nur ein ausgeſtrecktes Fühlhorn, um zu erfahren, ob Du überhaupt da biſt. Antworte mit Details und ich werde mit gleicher Münze zurückzahlen. Meine Frau empfiehlt ſich der Deinen, ſo thu auch ich und bleibe wie immer Dein

Th. Fontane.

1853

41. Fontane an Wolffohn (Deſſau) [1]

Kränzlin [2] bei Neu-Ruppin. d. 7ten Juli 53.

Lieber Wolffohn.

Sehr ſchade, daß Deine freundlichen Zeilen nicht 2 × 24 Stunden eher in meinen Händen waren, — ich würde dann Deiner Aufforderung mit tauſend Freuden Folge geleiſtet und mich unverzüglich nach Deſſau begeben haben. Nun iſt es zu ſpät; ich ſtecke hier nicht weit von der mecklenburgiſchen Grenze, habe demgemäß Geſchäft und Literatur (was leider ein und daſſelbe iſt) wie eine Zwangsjacke abgeſtreift und klettre hier in den Kirſchbäumen umher, als wär' ich ſchon bei Lebzeiten in den Balg eines Eichhörnchens gefahren.

Du ſchlechter Menſch renommirſt mit den Vergißmeinnicht's (wenn Du noch mit „Veilchen" [3] — L. Fort. 1840 — renommirt hätteſt!!) die Du für mich auf der Brühlſchen Terraſſe oder im Großen Garten voll treuer Freundſchaft gepflückt haſt und haſt doch einen leidlich verdrehten Brief (um

---

[1]) Wolffohn hatte vorübergehend in Deſſau zu tun und hatte Fontane vorgeſchlagen, mit ihm dort zuſammenzutreffen.

[2]) Fontane war zu Beſuch bei ſeinem Freunde Hermann Scherz, Gutsbeſitzer auf Kränzlin bei Neuruppin; über Scherz ſiehe „Von Zwanzig bis Dreißig". 5. Aufl. S. 150 ff., 382 ff., Bild: 152; ſowie Fontanes Briefe an ſeine Familie und Briefe zweite Sammlng.

[3]) „Veilchen" ein unter dem Pſeudonym Carl Maien veröffentlichtes Erſtlingsbuch Wolffohns.

deſto ſtrafbarer) unbeantwortet gelaſſen, den ich bald nach meiner Rückkehr von England an den „Dr. C. W. Wolffſohn aus Odeſſa“ geſchrieben und zur Poſt befördert habe. Der Brief hatte freilich den Fehler, ein Hurrah für Wolffſohn-Vater und eine ergebenſte Empfehlung an Wolffſohn-Sohn[1]) nicht zu enthalten, aber der Ruhm Deiner Tapferkeit und Erfolg gekrönten Energie innerhalb Deines ehelichen Wirkungskreiſes war damals noch nicht über den Canal gedrungen und ich ſprang in Oſtende an's Ufer ohne ein Ahnung von der Kataſtrophe zu haben, die ſich ſchon damals auf der Lüttichau-Straße vorbereitete. Verzeihung! Nimm heute, trotz vorſtehender Faſelei, meinen treu-gemeinten Glückwunſch und möge die Zahl Deiner Kinder mit der Deiner Penſionäre (ſonſt würden Mißverhältniſſe unvermeidlich ſein) ſtets gleichen Schritt halten.

Mir ſelbſt geht es eigentlich ſchlecht. Ich ſoll die Schwindſucht haben und einem nun halbjährigen Huſten nach muß ich's ſelber glauben. Ich war 4 Wochen in Bethanien[2]) und trank Ober-Salzbrunnen, hier trink ich Molken — dennoch wird es nicht beſſer und nehm' ich dieſen Huſten mit in den nächſten Winter hinüber, ſo kann ich einpacken. Eine Reiſe nach Italien wäre ein Rettungsmittel, ſtatt deſſen werd' ich binnen wenigen Wochen wieder in der alten Tretmühle gehn und ſo lange Zeitungsartikel ſchreiben bis ich eines ſchönen Tages auf der Hinterſeite der Zeitung unter den Annoncen zum letzten Mal und ohne mein Dazuthun die Aufmerkſamkeit eines verehrlichen Publikums für mich in Anſpruch nehmen werde. — Wie Gott will! Nur keine lange Quälerei wenn ich bitten darf. Empfiehl mich bei Deiner Rückkehr Deiner lieben Frau auf's angelegentlichſte und behalte auch ferner ein Plätzchen in Deinem Herzen für Deinen

Th. Fontane.

---

[1]) Wilhelm (Wolters), geb. den 8. November 1852 in Dresden.
[2]) Vergleiche Brief 9.

1854

42. Fontane an Wolffohn (Dresden).

Berlin, d. 25. Juni 54.

Mein lieber alter Wolffohn.

Am Freitag früh wird meine Frau in Geſellſchaft einer andern ſehr hübſchen jungen Dame (übrigens auch verheirathet) von hier aufbrechen, um eine Tour nach Dresden und in die Sächſiſche Schweiz zu machen.

Sie reiſen ohne männliche Begleitung, und es iſt im hohen Rathe der Ehemänner Deine Tugend auserkoren worden, für Dresden ihre Stütze, ihr Rathgeber und Führer zu ſein.

Erlaubt es Dir Deine Zeit und Deine Neigung, dieſer Ernennung Folge zu geben, ſo laß es mich umgehend (alſo bis Dienstag) wiſſen, da andren Falls andre Kräfte flüſſig gemacht werden müſſen.

Empfiehl in Deinem Briefe auch einen Gaſthof; — ich halte Hôtel de Saxe oder de Rome für's Beſte. Koſten erwachſen Dir aus Deiner Ciceronenſchaft nicht, da die eine der jungen Frauen — freilich nicht die meinige — ſo gut bei Kaſſe iſt, wie es die Gattinnen großer Rittergutsbeſitzer zu ſein pflegen.

Die herzlichſten Grüße Dir und Deiner lieben Frau. Wie immer Dein

Th. Fontane.
Louiſenſtraße 35.

43. Wolffohn an Fontane (Berlin).

Dresden, Montag, 26. Juni 1854.
6 Uhr Abends.

In dieſem Augenblick erſt erhalte ich Deine Zeilen, mein theurer alter Freund, und antworte stante pede, was bei mir, wie Du weißt, viel ſagen will — zumal wenn man ſich mitten in einer angreifenden Schauſpielſcene befindet.

Obgleich ich nämlich tief im Ausfeilen und Tapezieren eines zweiten fünfaktigen Schauſpiels ſtecke, welches am 1ten Oktober hier zur Aufführung kommen ſoll und den beſcheidenen Titel führt: „Ein Herr von tauſend Seelen“ [1]) — will ich Deiner zwei weiblichen Seelen mich mit Stolz annehmen, und zwar nicht ihr Herr (wogegen Du jedenfalls für Dein Theil Einwendungen machen würdeſt) ſondern ihr gehorſamſter Diener ſein. Laß mich nur für den Fall eines veränderten Arrangements genau wiſſen, mit welchem Zuge die Damen hier ankommen; ich hole ſie ab. Kann Deine Rittergutsbeſitzerin einmal an das theuere Hôtel de Saxe denken, ſo muß ich entſchieden zu dem um nichts theuerern Hôtel Bellevue rathen, da es zugleich die reizendſte Ausſicht bietet, die man in Dresden haben kann, und dicht an der Terraſſe und am Theater iſt.

Mich findet man jetzt in einer Interimswohnung: Struve'ſche Str. No. 8, dritte Etage. Die Erklärung dieſes Interim erhält Deine Frau mündlich.

Aber wenn Du doch auch kämeſt! Iſt's denn gar nicht möglich? Habe ſehr viel auf dem Herzen gegen Dich, und bin eben deshalb nicht zum Schreiben gekommen. Ich wäre gern ſchon längſt einmal nach Berlin — bloß um Deinetwillen.

[1]) Das in ſeiner Umarbeitung unter dem Titel „Nur eine Seele“ viel gegebene Schauſpiel, das beſonders mit Bogumil Dawiſon in der Rolle des Fürſten Michel Aufſehen erregte, und das Wolffohn in der (1857 bei Rudolph Kuntze, Dresden) erſchienenen Buchausgabe „ſeinem Freunde Theodor Fontane“ widmete.

Meine Frau freut ſich auf Deine; letzterer will ich denn auch meinen im Freundeskreiſe hier ſehr gefeierten Prinzen präſentiren. Möglich, daß ſich demſelben als Weihnachtsgeſchenk ein zweiter Wolffſohneide oder eine Wolffſohneidin zugeſellt.

Dein W.

NB. Nur die Vormittage Sonnabend und Mittwoch bis drei Uhr kann ich leider Deinen Damen nicht widmen, ſoll aber ſchon aufs Beſte für ſie geſorgt ſein. Nur möchte ich nicht, daß ſie an einem ſolchen Tage mit dem Frühzuge herreiſten, denn ich könnte ſie dann nicht am Bahnhof empfangen.

44. Fontane an Wolffſohn (Dresden).

Berlin, Donnerstag Nachmittag.

Mein lieber alter Wolffſohn aus Odeſſa.

Die Damen reiſen morgen früh 7 Uhr, ſind alſo ohngefähr um 1 oder 2 (ich weiß es nicht genau) in Dresden. Habe dann die Freundlichkeit, ſie zu empfangen und in's Hôtel de Bellevue zu geleiten.

Meine Frau wird Dir neben vielem andren auch erzählen, daß in alter Liebe und Freundſchaft Deiner gedenkt

Dein Th. Fontane.

45. Fontane an Wolffſohn (Dresden).

Berlin, Mittwoch Abend.
(Juli.)

Mein lieber guter Wolffſohn.

Schönlein[1]), wie ich eben erfahre iſt hier; Deine Reiſe kann alſo unternommen werden.

[1]) J. L. Schönlein (1793—1864), Profeſſor der Medizin an der Berliner Univerſität und Leibarzt Friedrich Wilhelm IV. Vgl. Briefe, zweite Sammlung, I. S. 187.

Für die Freundlichkeit, die Du und Deine liebe Frau meinen Damen erwieſen haben, den herzlichſten Dank von

Deinem Th. Fontane.

Es iſt ſchon ſpät, ſodaß ich, da ich auch ohne Marken bin, nicht mehr frankieren kann. Entſchuldige!

46. Wolffohn an Fontane (Berlin).

Dresden, 18. Septbr. 1854.

Theuerer Freund.

Ich habe Dir verſprochen, Dich von Eduard Devrients[1]) Urtheil über meinen „Herrn von tauſend Seelen" zu benachrichtigen — ich halte Wort. Eben iſt mir ſeine Antwort zugekommen. So weh es mir thut, das ſagen zu müſſen — er ſtimmt faſt buchſtäblich mit Dir überein[2]), und ſchließt mit den Worten:

„Die gewiß wohlgetroffene Zeichnung der gemeinen Ruſſen, die Gedankenſchönheiten der Sprache, namentlich in der Rolle des jungen Mädchens können das Drama nicht retten. Seien Sie mir nicht gram, daß ich Ihnen das Blatt mit ſo herben Dingen voll ſchreibe. Was hilft es aber hinter dem Berge halten, zumal Sie ſchwerlich irgendwo eine wohlmeinendere Beurtheilung finden können." . . .

Du wirſt begreifen, wie ich in dieſem Augenblick verſtimmt bin. Die Ernte eines ganzen Jahres! Aber darum iſt mir die herbe Wahrheit doch lieber als eine ſüße Lüge. Nicht um die Sicherheit, bei der hieſigen Aufführung zehnmal gerufen zu werden, möchte ich ein von ſo unparteiiſchem Richter verurtheiltes Werk auf die Bühne ſchicken. Ob ich

[1]) Der Wolffohns erſtes Schauſpiel „Zar und Bürger" zuerſt auf der Karlsruher Hofbühne aufgeführt hatte.

[2]) Fontane hatte ſein Urteil über „Ein Herr von tauſend Seelen" jedenfalls mündlich gelegentlich eines Beſuchs Wolffohns in Berlin abgegeben.

wohl versuche, das was an dem Stücke anerkanntermaßen gut sein soll, durch eine gründliche organische Umarbeitung zu retten? Was meinst Du? Wenn Du irgend kannst, rathe tröstlich und jedenfalls als treuer Freund

Deinem Wolfsohn.

47. Fontane an Wolfsohn (Dresden).

Berlin, d. 10. 12. 54.

Mein lieber alter Wolfsohn.

Erst spät, aber um deshalb nicht minder herzlich meinen herzlichen Glückwunsch zu dem doppelten Zuwachs, den das Haus Wolfsohn an leiblichen und geistigen Kindern erhalten hat. Möge Dein zartes Verhältnis zur Muse noch viele, die Ehe aber mit Deiner guten Frau nicht allzu viele Früchte tragen, das ist mein lebhafter Wunsch.

Dr. Lazarus[1]) überbrachte mir Deinen Brief in Person und erzählte mir Einzelnes wenn auch nur Äußerliches (namentlich die Entstehungsgeschichte) über Dein neues Stück[2]). Ich bewundre in gleicher Weise die moralische Kraft, die dazu gehörte, sich noch mal an die Lösung einer Aufgabe zu machen, dran man vorher scheiterte, — wie ich die Rapidität bewundre, mit der Du das Ganze wieder aufgebaut hast. Ich wünsche Dir von ganzem Herzen und aus allen möglichen Motiven die günstigsten Erfolge. Dein „Zar und Bürger" ist ein so gelungenes Stück, daß ich solche Erfolge wenigstens für möglich halte. Wie schwer sie heutzutage überhaupt zu erringen sind, das weißt Du besser als ich's Dir schildern kann.

[1]) Moritz Lazarus, phil. Schriftsteller, geb. 1824 zu Filehne in Posen, gest. 1903. Vgl. Fontanes Briefe, zweite Sammlung.

[2]) Das auf den Trümmern von „Ein Herr von tausend Seelen" neu aufgebaute Schauspiel „Nur eine Seele". Fontanes Wünsche gingen glänzend in Erfüllung.

Mir geht es erträglich, in ſoweit ich ziemlich viel Stunden zu geben und deshalb leidliche Einnahmen habe; aber einmal iſt es eine große Strapaze, ſchließt alle eigentliche Produktion aus und gewährt doch keine ſichre Stellung im und für's Leben, deren man nun doch mal bedarf. — Meine Frau grüßt Dich und die Deine auf's allerbeſte, ich aber hoff' Dich ſpäteſtens im Monat Mai wieder zu ſehen, wo ich eine kleine Tour durch Sachſen vorhabe. Leb wohl und erhalte Deine Freundſchaft

Deinem Th. Fontane.

48. Fontane an Wolffohn (Dresden).

Berlin, Dienstag früh.

Mein lieber Wolffohn.

Vor allen Dingen freuen wir uns aufrichtig, Dich zu ſehen; morgen (Mittwoch) Abend erwarten wir Dich; kommſt Du ſpäter, ſo ſchreibſt Du uns wohl noch eine Zeile. Am Bahnhof werd' ich nicht ſein, da Tag und Stunde Deiner Ankunft doch noch unſicher iſt.

Ob T. hier iſt, kann ich — da ich umgehend ſchreibe — nicht ſofort erfahren, doch iſt an dem Daſein (in jeder Beziehung) des alten Duſſelfritzen überhaupt wenig gelegen. Es iſt ſo einer von der Rumpelkammer, der zufällig noch unter andrem beßrem Mobiliar ſich 'rumtreibt und Hofrat heißt. Düringer[1]), Döring[2]), Stawinsky[2]) und noch einige von der Garde ſind da; an Hendrichs[1]) wird Dir wohl auch nicht viel gelegen ſein. — Nun leb mir wohl, empfiehl mich Katz und komme in die ausgebreiteten Arme Deines

Th. Fontanes.

Meine Frau grüßt und freut ſich lebhaft Dich wiederzuſehen.

[1]) Regiſſeur am Königlichen Schauſpielhauſe.

[2]) Erſte Sterne am Königlichen Schauſpielhauſe.

D. 18. 12. 54.

Nachſchrift.

Geſtern und heut war ich mehre Stunden mit unſrem Schauenburg[1]) zuſammen. Es geht ihm ganz ſchlecht; ſeine Frau iſt brav und gut und das Verhältnis zwiſchen beiden ungetrübt, — aber die übrige Familienſauce (Schwiegermutter, Schwäger und Schwägerinnen) wenicker ſchmackhaft als ſonſt die holländiſche zu ſein pflegt. Du weißt, die würdige Familie iſt aus Holland.

Er geht nun in's ruſſiſche Hauptfeldlazareth nach der Krim, weil ihm die häuslichen Verhältniſſe (er hängt von ſeiner Schwiegermutter ab) unerträglich geworden ſind. So hat doch jeder ſeinen ſchweren Pack zu tragen! Er grüßt Dich auf's herzlichſte. Wahrſcheinlich iſt er morgen Abend ſchon auf dem Wege nach Warſchau. Dein

Th. Fontane.

---

[1]) Vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig". 5. Aufl., S. 92f., 100.

1855

49. Fontane an Wolffohn (Dresden).

Berlin d. 27. Januar 55.

Mein lieber Wolffohn.

Deinen Brief vom November her, erhielt ich pünktlich durch Dr. Lazarus[1]). Ich beantwortete ihn 8—10 Tage ſpäter und ſchickte meine Zeilen durch Buchhändlergelegenheit. Da ich indeß einen ziemlich verbummelten Vetter damit beauftragte, den Brief — nebſt einem 2ten an den Dr. Gumprecht in Leipzig — in der Gropius'ſchen Buchhandlung abzugeben, ſo fürcht' ich, daß er entweder beide Briefe verloren oder was noch wahrſcheinlicher, ſie erbrochen und durchſtöbert hat. Viel gefunden hat er nicht. Der Inhalt meines Briefes war eine Doppelgratulation — zum Jungen und zum Stück. Ich wünſchte Dir dann lebhaft, mit Darſtellung letztrer fortzufahren und erſterer aufzuhören, denn Kinder ſind eigentlich ein Luxusartikel, den nur, wie Pferde und Wagen, vornehme Leute zu halten berufen ſind.

Vor 8—14 Tagen machte uns Frl. „Marie de Harder" ihren Beſuch und gab Deine Empfehlungszeilen ab. Leider waren weder ich noch meine Frau zu Haus. Letztre iſt nun vor Kurzem bei den Harder'ſchen Damen geweſen (mir iſt es geradezu unmöglich, Viſitenzeit zu erübrigen) und hat ihnen, wie ſich von ſelbſt verſteht, meine ſchwachen Dienſte ange-

[1]) Vgl. Brief 46.

boten. Da ich erſtens von Muſik nichts verſtehe und zweitens zu keiner einzigen hieſigen Zeitung in irgendwelcher Beziehung ſtehe, ſo werden ſelbſtverſtändlich meine Dienſte nur ſchwach ſein können. Übrigens hat meine Frau beide Damen ſehr liebenswürdig gefunden, und wenn nichts dazwiſchen kommt, hoffen wir ſie mit Nächſtem 'mal zum Thee bei uns zu ſehn.

Was mich ſelber angeht, ſo geht mir's ganz leidlich. Ich habe zu leben und das will in dieſen hungrigen Zeiten eigentlich ſchon viel ſagen. Freilich muß ich zu dem Behuf arbeiten wie ein Pferd und Zeitungsſchreiben und Stundengeben ſind der nobleſte Theil meiner Thätigkeit. Von eigentlichem Produciren iſt keine Rede. Indeß das Gefühl einer gewiſſen pekuniären Unabhängigkeit iſt doch ſehr ſüß und wiegt vieles auf. Dazu hofft man und wär's auch bis in's Grab. Man betrachtet dieſe Plackerei als ein Durchgangsſtadium und ſchmeichelt ſich, dahinter lägen die Inſeln der Seligen, wo die Plüſch-Sophas ſtehn und die Kalbsbraten wachſen und wo man Verſe zu machen gedenkt von Morgens früh bis Abends ſpät. Kommt der Tod eher als dieſe Inſeln, nun ſo hat man wenigſtens den Vorgeſchmack des Glücks und der Freude gehabt, der bekanntlich beſſer iſt als die Sache ſelbſt.

Verzeihe, daß ich Dich mit einer proſaiſchen Variation auf das alte Schillerſche Thema von der „Hoffnung" behellige, grüße Frau und Kinder und ſei ſelber herzlich gegrüßt von

Deinem Th. Fontane.

1856[1]

50. Fontane an Wolffohn (Dresden).

Berlin d. 3. Oktob. 56.
Bellevueſtr. 16.

Mein lieber Wolffohn.

Heut früh erhielt ich Deine lieben Zeilen, für deren immer gleich freundſchaftliche Geſinnung ich Dir herzlich danke. Leider läßt ſich unſer Beiſammenſein nicht mehr ermöglichen — ich reiſe morgen früh. Wenn, neben dem Wunſche mich zu ſehen, Deine freundlichen Zeilen auch von einem praktiſchen Motive irgend welcher Art diktiert worden ſind, und ich, fern von Berlin, ebenfalls im Stande ſein ſollte dies oder jenes Deiner Intereſſen zu vertreten, ſo laß mich das, nach London oder Paris hin wiſſen. Es wäre doch möglich, daß ich Dir auf die eine oder die andere Art zu Dienſten ſein könnte. Meine Londoner Adreſſe iſt 92 Guilford Street; in Paris würde mich ein Brief von Dir zwiſchen dem 12. und 24. Oktober im Hôtel du Louvre treffen.

Dir alles Liebe und Gute wünſchend, unter herzlichen Grüßen an Deine Frau und Dich, Dein

Th. Fontane.

---

[1]) Fontane war vom Herbſt 1855 bis Januar 1859 mit kurzen Unterbrechungen abermals in London. Vgl. „Theodor Fontanes Briefe an ſeine Familie“ Band I, S. 36, Vorbemerkung.

1859[1]

51. Fontane an Wolffohn (Dresden).

Berlin d. 26. Mai 59.
Potsdammerſtraße 33.

Mein lieber alter Freund.

Wir ſaßen vorgeſtern beim Nachmittagskaffe in unſrer Geisblattlaube und ſogen die ächte Berliner Gartenluft (Blumen vorne und Müllkute hinten) in vollen Zügen ein — Profeſſor Magnus[2]) hat nämlich bewieſen, daß der gute Geſundheitszuſtand der Berliner in der ſchamloſen Unbedecktheit ihrer Rinnſteine wurzelt — als Deine liebenswürdigen Zeilen, nach kurzer Irrfahrt durch die Schönebergerſtraße, hier eintrafen. Habe herzlichen Dank für den Ausdruck alter, unveränderter Liebe und Freundſchaft. Man kommt nun allgemach in die Jahre, wo man wahrnimmt, daß man nicht notwendig geliebt werden muß und wo man ſchon zufrieden iſt, dann und wann zu erkennen, daß man wenigſtens noch geliebt werden kann. Ach, und wie's einem mit der Liebe geht, ſo geht's einem mit allem; man wird troſtlos beſcheiden in ſeinen Anſprüchen, giebt den Jugendglauben an eine gradlinige Abſtammung von

[1]) Über die äußeren Lebensverhältniſſe Fontanes in den Jahren 1859, 1860 und 61 vgl. „Theodors Fontane Briefe an ſeine Familie" I. Band, S. 100, Vorbemerkung.

[2]) Heinrich Guſtav Magnus, Chemiker und Phyſiker, geb. 2. Mai 1802 in Berlin, geſt. 5. April 1870 in Berlin, war von 1845 bis 1869 ordentlicher Profeſſor der Phyſik und Technologie in Berlin.

Schiller und Göthe völlig auf und legt ſich ernſthaft die Frage vor, ob man größer iſt als Karl Müchler oder nicht. Vielleicht ſteckt auch in dieſer Frage noch ein gut Stück Arroganz.

Faſt im Widerſpruch damit ſcheint es zu ſtehen, wenn Du mir ſchreibſt, daß Du mich gelegentlich der Welt verkündigt haſt (beiläufig bemerkt die reine Wüſtenpredigerei) und ich Dir nach dem Vorgange von Jean Bart, den Louis XIV. eben zum Admiral ernannt hatte, darauf antworte: „da haben Ew. Majeſtät ganz recht gethan". Es liegt kein Widerſpruch darin, denn wenn einen auch noch die Freunde im Stich laſſen, ſo iſt man vollends verloren; außerdem wirſt Du begreifen, daß ich weniger die Abſicht gehabt habe, ſelbſtbewußt zu repliciren als eine paſſabel hübſche Anekdote zu erzählen.

Du fragſt, wie es mir geht? und ich antworte wahrheitsgemäß gut und ſchlecht; gut weil ich mich körperlich wohl fühle, Luſt und Freude an der Arbeit habe und voll Vertrauen in die Zukunft blicke, ſchlecht weil ich, nachdem ich mich ehrlich gequält habe, die Frucht und das Ziel meiner Arbeit weniger in Händen habe denn je und die neuſte Belagſtelle bin für das bekannte travailler pour le roi de prusse Schließe aber daraus nicht, daß ich zu den Malkontenten gehöre und ſcheel ſehe zu dem ſicherlich ſegensreichen Umſchwunge, der in unſrem Lande ſtattgefunden hat. Das alte Regime war nicht ſchlecht aber dumm; grade die mißliebigſten Träger deſſelben waren grundehrliche Leute; ihr Verbrechen war, daß ſie gegen den Strom ſchwammen. Aus 2 Dingen baut ſich der Typus des altpreußiſchen Volkscharakters auf, aus ſchlichtem Rechtsgefühl und einem Minimum von Glauben. Gegen beides hat man verſtoßen, innerhalb des Rechts hat man gekünſtelt, was faſt noch toller iſt als es brechen, und die Religion hat man per Nürnberger Trichter beſorgen wollen. Die Intentionen waren nicht ſchlecht, aber ſie waren urdumm, weil ſich ſolche Sachen heutzutage nicht von oben herunter

beſorgen laſſen. Die Zeit iſt vorbei, wo man durch Hundehetzen das Böhmer-Land katholiſch machen konnte. Verzeih dieſe Abſchweifung. Für Deine freundliche Einladung den herzlichſten Dank, ich kann ſie jetzt aus mehreren Gründen nicht annehmen a) hab ich zu arbeiten b) muß ich das Geld zu rathe halten c) darf ich Berlin jetzt nicht verlaſſen, um wenigſtens zur Hand zu ſein, wenn ich hier oder dort gebraucht werden ſollte. Aber vielleicht im Laufe des Sommers. — Haſt Du Larzarus[1]) geſprochen? hat er Dir vielleicht von den Büchern (3 Bände über England u. Schottland) erzählt, die ich herausgeben möchte. Die Zeit iſt ungünſtig, aber ich möchte doch. Kannſt Du mir vielleicht mit Rath und That dabei behülflich ſein. Katz hat mir bereits einen Korb gegeben.

Dein

Th. Fontane.

Ps. Empfiehl mich Deiner lieben, ſehr verehrten Frau und grüße die Herren Jungens. Mein älteſter[2]) (wird 8 Jahr im Auguſt) iſt in London geblieben, der jüngſte ($2^1/_2$ Jahr) ſpielt um mich her. Meine Frau grüßt herzlich. Nochmals

Dein Th. F.

52. Fontane an Wolffohn (Dresden).

Berlin d. 28. Nov. 59.
Tempelhofer Straße 51.

Mein lieber, alter Freund.

Geſtern vor 8 Tagen, als ich eben, Hut auf dem Kopf und mein anderthalb Hand breites Cache-nez wie ein Viſir vorm Geſicht, ausrücken wollte, um im Tunnel[3]), der nun

[1]) Vgl. Bemerkung zu Brief 47.

[2]) George, vgl. Theodor Fontanes Briefe an ſeine Familie, Band I, S. 100.

[3]) Vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig".

bald nur noch aus Großvätern bestehn und jedes Mitglied unter 40 Jahren 'rausballotiren wird, zu präsidiren, trat ein Unbekannter mit jener eigenthümlichen Rapidität in mein Zimmer, die mich besorgt hätte machen können, wenn ich nicht das gute Gewissen hätte, weder ein reicher Bankier noch der Staatsrath Kotzebue[1]) zu sein. Der Rapide entpuppte sich denn auch bald als eine harmlose Persönlichkeit, der nur darin mit Karl Sand eine leise Ähnlichkeit hatte, daß er auf Rußland schlecht zu sprechen war. Er schien einer von den Gesinnungstüchtigen, die sich darüber echauffiren, daß in der Welt viel gestohlen wird. Sein Name war Kauffmann; wie er mir beim Abschied sagte „Bürger von Berlin". (Ich hatte ihn nämlich für einen Ausländer gehalten und mich gewundert, daß er die Querstraßen der Lindenstraße kannte.)

Besagter freundlicher Herr brachte mir Grüße von Dir, die er ehrlich genug war für etwas alt-backen auszugeben. Aus einem Notizbuch las er mir dann eine Bestellung vor, die durch das räthselhafte Dunkel worin sie sich hüllte, alle andren Schwächen vergessen ließ. Sie scheint sich auf meine Aufsätze über Shakespeare und englisches Theater zu beziehen. Zu gleicher Zeit erfuhr ich (und das war die Hauptsache) daß es Dir gut gehe, daß Frau und Kinder wohl seien, daß neue Bücher, neue Dramen in Sicht ständen, enfin das Haus Wolffsohn auf gutem Boden etablirt sei. Mögen die Nachrichten immer gleich günstig lauten.

Ich nahm mir gleich vor Deine Grüße durch einige Zeilen zu beantworten, theils weil ich einige Fragen an Dich auf dem Herzen habe, theils um bei der Gelegenheit mal Bestimmteres über Dein Leben und Deine Schicksale von Dir zu erfahren.

Meine Fragen beziehen sich auf die lieben, alten Dinge:

[1]) Der bekannte deutsche Lustspieldichter und russische Staatsrat, der von dem Burschenschafter K. L. Sand in seiner eigenen Wohnung erdolcht wurde.

Mitarbeiterſchaft hier oder dort und Herausgabe von Büchern. „Was ſind das für Zeiten," ſagte Heinrich Smidt[1]) im Jahre 1848 zu mir, „man ſchreibt und ſchreibt und keiner will's drucken." Da ich fürchte, daß die buchhändleriſche Geneigtheit ſeitdem wenig gewachſen iſt, ſo hab' ich vor allen Anfragen nach der Seite hin eine heilloſe Angſt und verſchiebe von Tag zu Tag, was doch endlich geſchehen muß. Mein ſchottiſches Reiſebuch iſt beendet, ich bin ſchwach genug es für gut und intereſſant zu halten und möchte es nun herausgeben. Die einzelnen Aufſätze und Schilderungen ſind, beinah ausnahmslos, bereits gedruckt worden, ein Drittel im Beiblatt der Voſſin, ein 2t. Drittel im Feuilleton der Kreuz-Zeitung, das letzte Drittel im Morgenblatt. Mit Rückſicht darauf verlang' ich nur 150 Thlr. Honorar. Kennſt Du einen ehrenwerthen Mann, der anbeißen möchte, ſo laß es mich je eher je lieber wiſſen. Der Zöllner, der noch lauter heulte als Sturm und Wind, kann den braven Mann nicht mehr herbeigeſehnt haben, wie ich dieſen Buchhändler.

Die andre Frage bezieht ſich alſo auf Mitarbeiterſchaft. Ich unterhalte hier Feuilleton-Beziehungen zu 3 Zeitungen: Voß, Preußiſche und Kreuzzeitung, aber ſie ſind doch ſehr oberflächlich und oft ganz unterbrochen. Ich fühle das Bedürfniß, noch wo anders unterkriechen zu können. Kannſt Du mir dabei behülflich ſein? Gute hiſtoriſche und belletriſtiſche Bücher, Memoiren, Biographien, Arbeiten, die auf England Bezug nehmen u. dgl. m. würde ich gern kritiſch beſprechen, auch gern längere Arbeiten (für die „Gegenwart" etc.) für Brockhaus übernehmen. Unterhältſt Du Beziehungen und Bekanntſchaften, die dergleichen einleiten können? Zu dem gewöhnlichen Feuilleton-Quatſch möcht' ich mich nicht verſtehn, alles was in die literariſche Wurſt-Fabrikation gehört, iſt mir zuwider. Auf hohe Honorare bin ich nicht verſeſſen,

[1]) Heinrich Smidt, Mitglied des Tunnels. Vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig".

aber eine ſichre, ſtändige Mitarbeiterſchaft liegt mir am Herzen. Namentlich wär' es vielleicht gut, ich käme an Brockhaus heran; meine Kenntnis des Engliſchen könnte da beſtens ausgebeutet werden. Laß bald von Dir hören. Apropos, eins meiner Bücher über England wird unter dem Titel „Studien etc." bei Ebner in Stuttgart erſcheinen. Empfiehl mich Deiner lieben Frau angelegentlichſt. In alter Anhänglichkeit

Dein Th. Fontane

Auf den Brief an Pabſt[1]) (dem ich für Einſendung ſeiner Schiller-Stanzen gedankt habe) ſei ſo gut eine Freimarke zu kleben, da ich dem alten Sohn auch nicht die Unkoſten eines halben Neigroſchens machen möchte. Dein Th. F.

53. Wolffohn an Fontane (Berlin).

Dresden 7. December 1859.

An der Bürgerwieſe. Halbegaſſe No. 9.

Liebſter Freund.

Es ſind doch nun ſchon einige Tage hingegangen, ſeit ich Deine letzte Zuſchrift erhalten — und ich hatte mir vorgenommen ſie gleich zu beantworten! Ich ſehe mich da wieder an der Quelle meiner zahlreichen Unterlaſſungsſünden in der Correſpondenz mit Freunden. Wenn ich nämlich unterſuche, warum ich Dem oder Jenem nicht geſchrieben oder Monate, ſogar Jahre lang Antwort ſchuldig blieb, ſo finde ich, daß es in den meiſten Fällen nur darum geſchah, weil ich mehr ſchreiben wollte, als ich konnte. Beinahe wäre es mir auch diesmal ſo mit Dir ergangen. Du ſprachſt in Deinen neulichen Zeilen den Wunſch aus, Beſtimmteres über mein Leben und meine Schickſale zu erfahren — natürlich hatte ich die fromme Abſicht, Deinen Wunſch gleich zu erfüllen; aber dazu bedurfte es ſchon ein wenig ausführlicherer Mittheilungen, und zu

[1]) Vgl. Bemerkung zu Brief 40.

dieſen eines freien Stündchens oder richtiger einer gewiſſen Stimmung, die ich eben noch nicht fand — ſieh, da kam ich ſchon wieder in Verſuchung, hinaus zu ſchieben, hinaus zu ſchieben, bis ich ſie fände; mein alter Fehler wandelte mich wieder an. Aber ich habe ihn auch ſchon ſeit Jahren mit Erfolg bekämpfen gelernt, und in meinem vierzigſtem wäre es geradezu eine Schande, ihm wieder zu verfallen. So ſchreibe ich Dir denn heute kurz und reſolut, obgleich ich juſt heute von allerlei Dingen dermaßen in Anſpruch genommen bin, daß ich eben nur in Eile ſchreiben kann, für deren Bezeichnung im Poſtſcriptum eine Damenfeder nicht Superlative genug finden würde.

Von meinen „Schickſalen“ wird deshalb hier nicht die Rede ſein. Über dergleichen, Du alter, theurer Freund, müſſen wir uns in nächſter Zeit einmal mündlich ausſprechen. Aber auf Deine literariſchen Anfragen laß mich Dir das Weſentlichſte erwidern.

Einen Verleger in dieſem Augenblicke zu finden, iſt ſchwer. Ich habe nicht aufgehört, daran zu denken, wie ich Deine Shakeſpeareaufſätze vortheilhaft anbringe; ich wollte Dir in Bezug auf dieſe — ſo weit ſie noch nicht in Zeitungen erſchienen — ſchon längſt Vorſchläge machen. Nur handelte es ſich dabei für den Augenblick noch um keinen Verleger. Die Nachwirkungen der letzten Kriſe ſind im Buchhandel noch zu fühlbar. Von zwei Buchhändlern, mit denen ich in näherer Verbindung ſtehe, hat der Eine[1]) meine „Oſternacht“[2]) vor Kurzem nur darum erſcheinen laſſen, weil mir das Glück von „Nur eine Seele“ zu einem Contract verholfen hatte, in welchem er ſich für eine ganze Reihe zukünftiger Dramen von mir verpflichtet, wofern dieſelben mit Erfolg zur Aufführung gekommen. Der Andere hat mir für eine Schrift kritiſchen Inhaltes, die ſchon vorigen Sommer erſcheinen ſollte, das volle

[1]) Rudolph Kunze, Dresden.

[2]) Das dritte Schauſpiel Wolffohns.

Honorar ausgezahlt — und zögert noch immer mit dem Druck, weil er die Zeitumstände noch nicht für günstig hält. Dies ist die gegenwärtige Stimmung der Buchhändler in meinem nächsten Kreise und ich denke, mehr oder weniger wird sie überall eine gleiche sein. So viele Beziehungen ich zu Buchhändlern in Leipzig, Stuttgart und anderen Orten habe, so beruhen sie doch jetzt mehr darauf, daß die Herren für das einmal von ihnen Unternommene meinerseits eine gewisse Förderung beanspruchen und erwarten, als daß sie einer Bereicherung ihrer Manuscripte durch mich entgegensehen — die freilich ausgenommen, die sie für ihre Zeitschrift brauchen.

Was also, wirst Du fragen, waren meine Vorschläge für Deine Artikel? Sie liefen eben auf eine journalistische Verwerthung hinaus. Da, wohin Du Deine Blicke richtest (bei Brockhaus) sehe ich nichts Ersprießliches. Zu Arbeiten für seine „Gegenwart" hat er mich wiederholt und dringend aufgefordert; allein nachdem er mir für meinen Artikel über die Ristori (im ersten Heft), der ungewöhnlichen Beifall fand, ein Honorar von 10 Thalern berechnet, hätte ich größere Arbeiten für die Brockhaus'sche „Gegenwart" lediglich als eine Sache der Ehre und des Vergnügens betrachten müssen. Beides ist aber auch in anderen Zeitschriften zu holen, die daneben ungleich besser bezahlen. Ich möchte Dir daher kaum rathen, Dich mit Brockhaus einzulassen. Willst Du einmal durchaus an einem Unternehmen wie die „Gegenwart" Dich betheiligen, so kann ich Dir Lorck in Leipzig empfehlen und Dich ihm. Lorck braucht für seine „Männer der Zeit" kleinere biographische Artikel. Lorck wäre auch noch der Erste, Dein schottisches Reisebuch zu nehmen. Schicke mir nur das Manuskript; ich werde mein Möglichstes thun und hoffe, daß mich mein lieber Freund Andree (der bekannte Ethnograph) [1]), der

[1]) Carl Andree, geb. 20. Oktober 1808 in Braunschweig, gest. 10. August 1875 in Wildungen, der seit 1855 geographischen und ethnologischen Studien erst in Leipzig, später in Dresden lebte.

am meiſten dazu mitwirken kann, bei Lorck redlich unterſtützen wird.

Nun aber die Hauptſache: ein regelmäßiges und fruchtbares Verhältnis zu einer Zeitung. Ich weiß wirklich nicht, ob ich Dir davon geſchrieben, daß ich ſeit 3 Jahren vom hieſigen Miniſterium für die wiſſenſchaftliche Beilage der Leipziger Zeitung engagiert bin, der ich monatlich zwei Aufſätze zu liefern habe.[1]) Sieh, bei dieſem Blatte denke ich für Dich — und zwar nicht von der Redaction, ſondern vom Regierungsrath v. Witzleben, ein hübſches Plätzchen zu erobern. Das Honorar, auf das ich Dir vorläufig Ausſicht geben darf, könnte 40 bis 50 Thaler pro Bogen betragen. Beifolgend ſende ich Dir unter Kreuzband einige Nummern dieſes Blattes, die Dich mit der äußeren und inneren Geſtalt desſelben und gelegentlich mit der Art meiner Aufſätze darin bekannt machen. Wenn Du mir über letztere etwas ſagen kannſt, woraus ich ein klein wenig Gefallen entnehme, ſo wird mir das natürlich ſehr angenehm ſein. Schicke mir aber die Blätter zurück.

Alſo das Beſte iſt, ich erhalte ſo bald als möglich von Dir einen intereſſanten Aufſatz über England, oder worüber es immer ſei — den händige ich Witzleben ein, und dann kann ſich ein für Dich ſehr lohnendes Verhältnis daraus ergeben.

So viel für heute. Meine Frau erwiedert auf das Herzlichſte Deinen Gruß, der Deinigen bringe mich wieder einmal in freundliche Erinnerung. Dein

Wolffohn.

P. S. Doch noch ein P. S.! Wenn Du aufmerkſam meine beifolgenden Aufſätze durchleſen willſt, findeſt Du auch — Dich.[2]) Nun ſuch' einmal!

---

[1]) „Culturbriefe".

[2]) In ſeinem XXXVII. Culturbrief (Wiſſenſchaftliche Beilage der Leipziger Zeitung vom 9. Januar 1859) ſchreibt Wolffohn u. a.: „Einen Nebenbuhler aber, der mit jedem Jahre imponierender wird,

54. Fontane an Wolffohn (Dresden).

Berlin d. 8. Dezeb. 59.
Tempelhofer Straße 51.

Mein lieber, alter Freund.

Beſten Dank für Deine freundlichen Zeilen und die Cultur en masse[1]) Ich werde mich heute Abend durchbeißen

haben beide (Künſtleralbum und Neues Düſſeldorfer Künſtleralbum) an der Berliner „Argo“, die im Verlage von Eduard Trewendt in Breslau erſcheint. Der vorliegende Jahrgang mit Zeichnungen von Hoſemann, Menzel, Riefſtahl u. A. iſt von glänzender artiſtiſcher Ausſtattung. Dabei verleugnet die Argo ihren literariſchen Urſprung nicht, wie ſie ſich denn auch jetzt ein „Album für Kunſt und Dichtung“ nennt. Sie war in ihrer erſten Geſtalt ein rein literariſches Werk, mit welchem Kugler und Theodor Fontane den Verſuch machten, das poetiſche Organ eines Berliner Schriftſtellerkreiſes zu ſchaffen. Allein die Herausgeber überzeugten ſich bald, daß ſie damit nicht weit über ein lokales Intereſſe hinauskommen würden, obgleich ſie mit ſehr beachtenswerthen Beiträgen auftraten (Paul Heyſe z. B. mit einer reizenden Novelle). Das veranlaßte die ſpätere glückliche Metamorphoſe, in welcher die Argo (herausgegeben von Fr. Eggers, Th. Hoſemann und B. v. Lepel), wie geſagt, nicht aufgehört hat, auf ihren poetiſchen Charakter noch ein Gewicht zu legen. Der Mitarbeiterkreis hat ſich erweitert und iſt kein localer mehr. Doch ſind von den erſten Mitwirkenden einige noch die eigentlichen literariſchen Pfeiler des Werkes. Theodor Fontane iſt dem Unternehmen ſo treu geblieben, daß wir ſeit Jahren faſt nur in der „Argo“ poetiſche Lebenszeichen von ihm erhalten. So vereinzelt dieſe ſind, ſie mahnen immer von Neuem an ſein ſchönes Talent, das eine allgemeinere Theilnahme verdient, als es in ſeiner geräuſchloſen beſcheidenen Laufbahn bis jetzt gefunden, obgleich es die Sympathie eines Jeden gewinnt, der es einmal kennen lernt. Fontane lebt gegenwärtig in England an der Quelle ſeine poetiſchen Bildung. Von Jugend auf ließ er den Geiſt engliſcher Dichtungen auf ſich wirken, und wie tief er denſelben in ſich aufgenommen, hat er ſowol producirend als reproducirend gezeigt. „Argo“ bringt diesmal von ihm Überſetzungen altſchottiſcher Balladen. Ich theile Ihnen gleich die erſte als Probe ſeiner poetiſchen Wiedergabe mit: (folgt „Bertram's Todtenſang.“)

[1]) Eben jene „Culturbriefe“ Wolffohns.

und rechne auf die bekannte Reismauer, nicht auf harte Nüsse.

Die Mitarbeiterschaft für die „Leipziger Zeitung“ käme mir ganz gelegen; als wackrer Reaktionär hab' ich ohnehin einen gesteigerten Anspruch darauf. Etwas eigens dafür schreiben, kann ich jetzt nicht, da ich vom Januar an Vorlesungen halten will, die meine Zeit und Arbeit in Anspruch nehmen. Von diesen Vorlesungen selbst aber dürften sich einige zum Abdruck in der Leipziger eignen und wenn Du mir nicht Contre-Ordre giebst, so möcht' ich Dir im Lauf des Januar und Februar die eine oder andere zustellen. Die Themata sind folgende:

1) Whigs und Tories.
2) Englische Presse und Times.
3) Englische Historienmalerei.
4) Tennyson und Longfellow.
5) Oxford und engl. Universitäten.
6) Hochland und die Hochländer.
7) Englisch-schottische Volkspoesie.

Nun wegen meiner Bücher. Die Shakespeare-Aufsätze, zusammen mit 2 Arbeiten von gleichem Umfang, werden als ein starker Band innerhalb einiger Monate bei Ebner in Stuttgart erscheinen. Das also ist abgemacht.

Es handelt sich nur noch um meine schottische Reise (etwa 400 Seiten stark). Dafür wäre allerdings Lorck der rechte Mann und ich würde mich sehr freun, wenn er seine Geneigtheit aussprechen wollte den Verlag des Buchs zu übernehmen. Preis 150 Thaler; zahlbar wann er will innerhalb Jahresfrist. Das M. S. besteht aus so und so viel Feuilleton-Nummern, deren Ausschneidung und Zusammenstellung ich dann erst unternehmen kann, wenn ich die Geneigtheit Lorcks kenne das Buch zu nehmen. Er muß vorweg davon ausgehn, daß ich ihm keinen Schund schicken werde; außerdem sind 150 Thaler ein Lumpengeld, mit denen ich

mich natürlich nur in Rückſicht auf das ſchon Erſchienenſein der meiſten Briefe und Aufſätze begnügen kann. — Auch die Mitarbeiterſchaft an ſeinem „Männer der Gegenwart“ käme mir ſehr gelegen. Meine neuliche Anfrage bei Brockhaus war nur ein Schuß in's Blaue. — Im nächſten Frühjahr (Mai) wenn Gott mich leben läßt, gedenk ich zu reiſen; dann führt mich der Weg auch wohl mal wieder nach Elb-Athen, und auf der Brühl'ſchen Terraſſe, bei Kaffe und Sodawaſſer, wollen wir uns von Leben und Thaten des Paſtetenbäckers Zweckerlein (i. e. Du und ich) ausführlichſt unterhalten. Gruß und Empfehlung Deiner lieben Frau. Wie immer Dein

Th. Fontane.

Die „Beiblätter“ erfolgen mit Dank zurück, ſobald ich mit der Lektüre fertig bin.

55. Wolffohn an Fontane (Berlin).

Dresden, 9. Dezemb. 1859.

Lieber Freund.

Alſo halten wir beide im Januar Vorträge! Ich über Goethe. Viel Glück zu den Deinigen. Ich wünſche Dir mindeſtens ſo viel Zuhörer als ich im vorigen Winter für Vorträge über Schiller hatte: über 500.

Die Gegenſtände, die Du mir bezeichneſt, ſind alle höchſt intereſſant und gerade für eine Zeitſchrift; eine gar zu ſpecifiſche Vorleſungsform wirſt Du ihnen doch wohl nicht geben. Alſo ſende mir nur gleich den erſten Artikel, ſo wie Du ihn geleſen und druckfertig haſt. Ich wiederhole es, ich habe die beſte Hoffnung für Dich, ein dauerndes und ſehr lohnendes Verhältnis zur Leipziger Zeitung zu gewinnen.

Was Lorck betrifft, mit dem muß ich über die Sache ſprechen — nicht weil ich ſchreibfaul bin, ſondern weil ich

es für gerathen halte, den ſicherſten Weg zu gehen. Lorck braucht mancherlei von mir: im mündlichen Geſpräch kann ich ihn ganz anders ſtimmen und habe dabei Andree[1]) zur Seite. Es wäre denn, daß Letzterer, wie er mir allerdings verſichert, noch vor Weihnachten nach Dresden kommt. Dann ſuche ich alles durch Andree in's Reine zu bringen. Nach Weihnachten aber gedenke ich einen Ausflug nach Leipzig zu machen, ſo oder ſo — das Reſultat ſollſt Du ungeſäumt erfahren.

Warum ſchweigſt Du ſo ganz von Deiner Frau? Iſt ſie geſund und hat ſie noch irgend ein freundlich Gedenken an uns?

Herzliche Grüße Deinem ganzen Hauſe von

Deinem

Wolffohn.

---

[1]) Vgl. Brief 53.

1860

56. Wolffohn an Fontane (Berlin).

Dresden.

Vor zehn Tagen ſchon, liebſter Freund, war dieſes Blättchen[1]) auf dem Wege zu Dir, kam aber nicht weiter, als zur hieſigen Poſtexpedition, die es zurückwies, weil ich es unter Kreuzband ſchickte. Unſere Poſt hat neuerdings verordnet, daß Familienanzeigen nicht mehr unter Kreuzband befördert werden dürfen. Wenn ſich dieſes Verbot noch auf Vermählungsnachrichten allein bezöge, ſo könnte man darin vielleicht eine zwar ſpitzfindige, doch in Widerſpruch mit der gewohnten Poſtgrobheit zarte Rückſicht entdecken, die von Ankündigungen ehelicher Zukunft alles entfernt ſehen will, was ominöſer Weiſe ans Kreuz erinnert. Aber warum ſoll einem Vater, der ſeine Freude einer beträchtlichen Zahl Perſonen mitzutheilen hat, nicht wenigſtens die Portoermäßigung vergönnt ſein, da die ſonſtigen Koſten dieſer Freude ſich doch nun einmal nicht ermäßigen laſſen?

Genug, das Blättchen blieb zurück. Hatte ich einmal Briefpflicht damit, ſo wollte ich auch Briefrecht haben und ſo viel dazu ſchreiben, als ich nur immer konnte. Aber viel oder wenig — ich kann Dir erſt heute ſchreiben.

Aus dieſer Verſpätung habe ich nun den Vortheil, Dir zugleich berichten zu können, daß Frau und Töchterchen —

[1]) Eine gedruckte Geburtsanzeige einer Tochter, vom 25. Oktober 1860.

Valeria genannt — ſich wohl befinden; leider aber kann ich von meinem Befinden weniger Gutes ſagen. Wenn Du wüßteſt, alter Freund, mit welchem Jubel ich noch vor Kurzem einige Tage nur faſt ungetrübten Geſundheitsgefühls begrüßte! ſo ſelten waren ſie für mich geworden. Ich hatte einen ſchrecklichen, peinvollen Sommer. Erſt im Anfang vorigen Monats erlangte ich — nach einem längeren Aufenthalte in Franzensbad — ein Gefühl wirklicher Geneſung und war darüber maßlos glücklich. Ein neuer Schnupfen, den ich mir vor einigen Tagen zuzog, hat den furchtbaren Huſten wieder hervorgerufen und mich damit ſehr erſchreckt. Indeß wird derſelbe zuſehends ſchwächer, und ich darf hoffen, daß er mich diesmal bald verläßt. Ich habe in meiner langen Leidenszeit oft daran gedacht, daß auch Du mir einmal von einem viele Monate dauernden Huſten ſchriebſt, der Dich zur Verzweiflung brachte. Bitte, theile mir doch genau mit, wie der Verlauf desſelben war und auf welche Weiſe es endlich gelang, ihn zu beſeitigen.

Du hatteſt mir verſprochen, im Mai herzukommen. Daß Du es nicht gethan, iſt, wie Du mich in dieſem Mai gefunden hätteſt, natürlich nicht zu bedauern. Aber Du verſprachſt mir auch, Deine Vorleſung zu ſchicken, Dich durch meine „Cultur en masse“ durchzubeißen und was ſonſt noch! Alles das noch Anfang December v. J. — das volle Jahr iſt bald abgelaufen! — Und ſeit dem habe ich kein Sterbenswörtchen wieder von Dir gehört. Hat Dich meine „Cultur en masse“ ſo verblüfft, daß Du darüber die Sprache gegen mich verloren? oder was iſt es, was Dich ſtumm machte? Selbſt daß Du keinen Verleger mehr brauchteſt, kann mir das nicht erklären, hoffentlich erklärſt Du mir das ſelbſt ſchon in ein paar Tagen.

Meine Frau grüßt Dich mit alter Freundlichkeit. Wolle Du mich der Deinigen beſtens empfehlen.

Antworte mir ja bald. Übermorgen iſt der Geburtstag

meiner Frau. Ein Brief von Dir wäre eine ſehr liebe Feſtgabe für Deinen Wilh. Wolffohn.

57. Fontane an Wolffohn (Dresden).

Berlin, d. 7. Novb. 60.
Tempelhofer Straße 51.

Hoch
das Geburtstagskind!
Heil und dreifachen Segen
über die Firma
Wolffohn und Frau.
(Bim bam, Glockengeläut;
bumm bumm, Kanonendonner)

Mein lieber alter Freund.

Dein Brief beobachtet ein hartnäckiges Stillſchweigen über das Datum, an dem er geſchrieben, er treibt ſich in der Periode zwiſchen geſtern und dem 25. Oktober unbeſtimmt umher, ſo daß es möglich iſt, trotzdem ich umgehend antworte, daß dieſer Geburtstagsbrief drei Tage nach dem Geburtstage Deiner lieben Frau bei Dir eintrifft, ja es iſt ſogar wahrſcheinlich, da ſich wohl die Fälle zählen laſſen, wo man das Datum des Poſtſtempels auch zugleich als das urſprüngliche Datum Deiner Briefe anſehen kann. Doch laſſen wir das; jemandem der ſeit 6 Monaten huſtet, hat man die Pflicht angenehmere Sachen zu ſagen.

Du haſt ganz recht: auch ich habe gehuſtet; wer hätte nicht. Wie jeder 'mal geliebt hat, ſo hat auch jeder mal gehuſtet; es kommt nur darauf an, wie lang es dauert und womit man die Sache kurirt. Doch nun ein vernünftiges Wort. Ich war im Winter 52 auf 53 ſehr herunter, man ſagte mir rund heraus, es ſei nicht mehr viel los mit mir, aber ich glaubte es nicht. Ich ging in ein Krankenhaus

(nach Bethanien) trank 3 oder 4 Wochen Salzbrunn, brauchte eine Nachkur auf dem Lande — frische Luft und Molke, und genas. Seitdem hab ich keinen Anfall mehr gehabt, wobei ich bemerken muß, daß ich sehr sehr vorsichtig bin, bei Nacht zwei seidne Tücher umbinde und immer in einem cache nez stecke, nur 2 oder 3 Monate im Sommer trag ich's nicht direkt um den Hals, hab es aber immer bei mir, ganz ungenirt wie einen Spazierstock in der Hand, und binde es um so wie ich ein Lüftchen spüre. Dieser großen Vorsicht verdank' ich mein Wohlbefinden; die sogenannte „Abhärtungs-Theorie" halt' ich für puren Blödsinn; ich hab es auf Zureden immer wieder und wieder probirt, aber jedesmal mit dem schlechtesten Erfolg. Es ist ganz richtig: gesunde Menschen können sich verweichlichen und hinterher auch wieder abhärten, es ist nur das Aufgeben einer schlechten Gewohnheit; Leuten aber, die wirklich krank sind, die wirklich an Herz oder Hals oder Lunge leiden, ihre „Abhärtung" anpreisen wollen, ist pure Mörderei. Was Deinen Zustand angeht, so kann ich zunächst nur Vorsicht anempfehlen und so wie der Mai kommt „change of air". Dieser „Luftwechsel", den die englischen Ärzte beständig verordnen, scheint mir unter allen Heilmitteln, die die Natur hat, das schönste und wirksamste. Es kommt mit seiner stillen Macht gleich hinter der Wundermacht des Schlafs. — Zur Geburt des Töchterchens meinen herzlichsten Glückwunsch. Wir haben seit dem Frühlingsanfang (21. März) auch eins, ein freundliches liebes, kleines Dingelchen, das uns viel Freude macht; die Jungens sind auch gut. — „Cultur en masse", für deren Übersendung ich Dir noch nachträglich danke, bring ich Dir zurück sobald ich nach Dresden komme, was hoffentlich so lange nicht mehr dauert. Vieles hab ich mit Interesse gelesen. Und nun lebe mir wohl und habe Dank für das Lebenszeichen von Dir, das Du mir freundlichst gegeben. Wie immer

Dein Th. Fontane.

1861

58. Fontane an Wolffohn (Dresden).

Lewin, d. 1. Januar 1861.

Mein lieber Wolffohn.

Es war mir vorgeſtern, in der Hitze des Gefechts (es war mein Geburtstag) nicht möglich, der Rückſendung Deiner Cultur en masse noch einige Worte der Entſchuldigung und des Danks hinzuzufügen. Ich hole das heute nach, zugleich meine herzlichſten Glückwünſche zum neuen Jahr an meine Dankſagung anſchließend. In 14 Tagen darf man Dich alſo erwarten? Deine Zeit wird es Dir hoffentlich erlauben, mal Mittags zu Tiſch oder Abends beim Thee unſer Gaſt zu ſein. An Stoff zur Unterhaltung wird es nach ſo vielen Trennungsjahren nicht fehlen. In der Hoffnung, Dich ohne obligaten Huſten, der entſchieden das ſchlechteſte Inſtrument iſt, das ein ruſſiſcher Reiſender[1]) ſpielen kann, wiederzuſehen, unter Gruß und Empfehlung an Deine liebe Frau,

Dein Th. Fontane.

---

[1]) Wolffohn reiſte über Berlin nach Petersburg.

1865

59. Fontane
an Frau Dr. Emilie Wolffohn (Dresden).

Berlin, d. 19. Auguſt 65.

Aus den Blättern, hochzuverehrende Frau, haben wir hier zu unſrer größten Betrübniß erſehn, welch ſchwerer Verluſt Sie betroffen hat. Geſtatten Sie uns Ihnen zu ſagen, daß wir Ihrer täglich in herzlicher Theilnahme gedenken. Das Bewußtſein der Liebe, deren der Heimgegangene ſich in ſo hohem Maße erfreute — auch von ſeinen alten Freunden hat ihn wohl keiner vergeſſen — wird Ihnen jetzt Troſt und Stütze ſein. Meine Frau empfiehlt ſich Ihnen noch ganz beſonders. Neben dem Beiſtande Gottes, der das Beſte bleibt, mögen Ihnen gute Menſchen zur Seite ſtehn. Mit dieſem aufrichtigen Wunſche und der Verſicherung alter Anhänglichkeit Ihr ergebenſter

Th. Fontane.

Nachwort

„Alte Zeiten und ein altes Haus in Leipzig, wo ich Ihre Frau Mama vor 52 Jahren kennen lernte, traten mir wieder vor die Seele", ſchrieb Fontane „An die Hinterbliebenen der Frau Dr. Wilhelm Wolffohn, geb. Gey", als er im Juni 1894 erfuhr, daß die Gattin des Jugendfreunds dem ſchon lange Dahingeſchiedenen im Tode gefolgt war.

Über dieſe alten Zeiten ſprach er noch einmal mit mir. Ein kleiner Abglanz der Freundſchaft mit meinem Vater war auf mich gefallen, „den einen von Wolffohns Söhnen", von dem er in „Von Zwanzig bis Dreißig" ſpricht, und manches freundliche Wort über meine eigene Poeterei, manches vertrauliche über ſich ſelbſt, hatte er — mündlich und ſchriftlich — an mich gerichtet. An mich, dem die Liebe zu dem Menſchen wie dem Dichter Fontane ſozuſagen im Blute lag. Als ich ihn zum letzten Male, im Sommer 1898, dem letzten ſeines Lebens, auf dem „Weißen Hirſch" bei Dresden beſuchte, traf es ſich zufällig, daß er gerade das erſte Exemplar von „Von Zwanzig bis Dreißig" aus Berlin erhalten hatte. „Mein Leipzig lob' ich mir" lautet der Titel des Abſchnitts über die Jahre in der fröhlichen Pleißeſtadt. Er zeigte es mir voll Freude. Und ich konnte mich gleich revanchieren. Denn ich hatte ſein Bild mitgebracht, das Aquarell von Ottenſooſer, das Unikum, das der Dreiundzwanzigjährige einſt ſeinem Freunde in Leipzig ſchenkte, und das mir als Erbteil zugefallen war. So kamen wir ganz von ſelbſt auf jene Tage zu ſprechen.

„Bin ich's denn wirklich?" fragte er sinnend, indem er das Bild betrachtete.

Und ich erzählte ihm, wie oft meine Mutter es mir geschildert habe, daß die jungen Mädchen die Fenster aufgerissen und dem Originale dieses Bildes nachgeschaut hätten, wenn es durch das stille Schrötergäßchen nach eben jenem alten Hause schritt, in dem mein Vater wohnte.

Er lächelte. „Davon hab' ich gar nichts gemerkt. Und," fügte er hinzu, „ich möchte eigentlich wünschen, ich hätte anders ausgesehen; mir gefallen die gebräunten Unteroffiziersgesichter viel besser als die blassen Dichtergesichter."

An diese Worte erinnerte ich ihn, als ich kurze Zeit darauf bei ihm anfragte, ob er trotzdem damit einverstanden sei, daß ich das Bild an seinem achtzigsten Geburtstage veröffentlichte.

Und er antwortete (aus Karlsbad am 31. August 1898, also drei Wochen vor seinem Tode):

„Natürlich können mich Aufsatz und Bild nur freuen, und wenn letzteres mehr nach blassem Dichter als nach gebräuntem Unteroffizier aussieht, so verbessert das dem Publikum gegenüber, das den Dichter nicht blaß genug kriegen kann, nur meine Lage."

Und ich sah im Geiste das nämliche schalkhafte Lächeln im Gesichte des alten Fontane, das über seine Züge glitt, als er mir sagte, er wünschte, der junge Fontane hätte anders ausgesehen. . .

Dresden, am Tage der Enthüllung des Berliner Fontane-Denkmals, dem 7. Mai 1910.

W. W.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY

Return to desk from which borrowed.
This book is DUE on the last date stamped below.

50ct51BB
10Oct51LU
14May'54BM
28Feb'56GB
MAY 18 1956
27Oct'62LE
REC'D LD
OCT 20 1962
MAY 27 1969 03
RECEIVED
OCT 6'69 -4 PM
LOAN DEPT.
22Jul'60RT
LD
9 1960

LD 21-95m-11,'50(2877s16)476

U. C. BERKELEY LIBRARIES
C074415264

M101427

PT1863
Z5W6
1910

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

SPARBETRIEBE BUCHBINDEREI LEIPZIG